



Geschichten des Monats

gesammelt von Inge Willwacher

VINTAGEART

© Grafik Werkstatt „Das Original“

www.gwbi.de

Postkarten – Das geht nicht – Art. Nr. 9354

Inhaltsverzeichnis siehe letzte Seite

Die Mutprobe

Ein Bad suchte einen Schwimmmeister. Bei einem Kennenlernermin führte die Badleiterin die Bewerberinnen und Bewerber zu einer geschlossenen Tür und erklärte: „Dieses Schloss ist durch die feuchte Luft oxidiert. Ich bekomme es einfach nicht auf. Könnte mir jemand von ihnen dabei helfen?“

Die erste Bewerberin ging zur Tür, begutachtete das Schloss von allen Seiten, verlangte einen Schraubendreher und versuchte, es abzumontieren. Doch nichts rührte sich. Der zweite Kandidat schlug vor, Öl in das Schloss zu träufeln. Die Cefin gab vor, danach zu suchen, kam jedoch bald mit leeren Händen zurück.

Als sich alle schon abwenden wollten, ging die dritte Bewerberin auf die Tür zu, nahm den Griff und zog die Tür auf.

„Das Schloss war gar nicht kaputt“ erklärte die Chefin. „Ich wollte nur sehen, ob sie alles glauben, was man ihnen sagt.“ Dann streckte sie der letzten Bewerberin die Hand entgegen: „Herzlichen Glückwunsch! Sie haben den Job.“

Quelle: Mensch Mahler | Die Podcast Kolumne | Wie finde ich eine gute Mitarbeitende?

<https://shows.acast.com/mahlersmeinung-diepodcastkolumne/episodes/wie-finde-ich-eine-gute-mitarbeitende>

Die Blinden und der Elefant

Es waren einmal fünf weise Gelehrte. Sie alle waren blind. Diese Gelehrten wurden von ihrem König auf eine Reise geschickt und sollten herausfinden, was ein Elefant ist. Und so machten sich die Blinden auf die Reise nach Indien. Dort wurden sie von Helfern zu einem Elefanten geführt. Die fünf Gelehrten standen nun um das Tier herum und versuchten, sich durch ertasten ein Bild von dem Elefanten zu machen. Als sie zurück zu ihrem König kamen, sollten sie ihm nun über den Elefanten berichten.

Der erste Weise hatte am Kopf des Tieres gestanden und den Rüssel des Elefanten betastet. Er sprach: „Ein Elefant ist wie ein langer Arm.“

Der zweite Gelehrte hatte das Ohr des Elefanten ertastet und sprach: „Nein, ein Elefant ist vielmehr wie ein großer Fächer.“

Der dritte Gelehrte sprach: „Aber nein, ein Elefant ist wie eine dicke Säule.“ Er hatte ein Bein des Elefanten berührt.

Der vierte Weise sagte: „Also ich finde, ein Elefant ist wie eine kleine Strippe mit ein paar Haaren am Ende“, denn er hatte nur den Schwanz des Elefanten ertastet.

Und der fünfte Weise berichtete seinem König: „Also ich sage, ein Elefant ist wie eine riesige Masse, mit Rundungen und ein paar Borsten darauf.“ Dieser Gelehrte hatte den Rumpf des Tieres berührt.

Nach diesen widersprüchlichen Äußerungen fürchteten die Gelehrten den Zorn des Königs, konnten sie sich doch nicht darauf einigen, was ein Elefant wirklich ist. Doch der König lächelte weise: „Ich danke Euch, denn ich weiß nun, was ein Elefant ist: Ein Elefant ist ein Tier mit einem Rüssel, der wie ein langer Arm ist, mit Ohren, die wie Fächer sind, mit Beinen, die wie starke Säulen sind, mit einem Schwanz, der einer kleinen Strippe mit ein paar Haaren daran gleicht und mit einem Rumpf, der wie eine große Masse mit Rundungen und ein paar Borsten ist.“

Die Gelehrten senkten beschämt ihren Kopf, nachdem sie erkannten, dass jeder von ihnen nur einen Teil des Elefanten ertastet hatte und sie sich zu schnell damit zufriedengegeben hatten.

Quelle: https://geist-reich.jetzt/pdf/Geistreich_Die_Blinden_Maenner_und_der_Elefant.pdf

Jimmy Carter

Jimmy Carter trug seine Taschen selbst ins Weiße Haus. Er drehte die Heizung runter und bat die Amerikaner, Pullover zu tragen. Er unterrichtete Sonntagsschule in einer kleinen Kirche in Georgia und sprach mit ruhiger Stimme über Demut und Nächstenliebe.

Washington lachte ihn aus.

Doch im September 1978 tat dieser stille Mann etwas, woran alle mächtigen Staatsmänner vor ihm gescheitert waren. Er setzte zwei erbitterte Feinde in den Bergen Marylands zusammen und ließ sie nicht gehen, bis sie versuchten – wirklich versuchten –, sich nicht länger gegenseitig umzubringen. Seit Israels Gründung 1948 hatten Ägypten und Israel vier brutale Kriege geführt. Tausende waren tot. Ganze Generationen waren mit nichts als Angst jenseits der gemeinsamen Grenze aufgewachsen. Jeder Friedensversuch scheiterte an der Last von Trauer und Stolz.

Der Konflikt schien eine unumstößliche Tatsache der Welt zu sein.

Jimmy Carter weigerte sich, das zu akzeptieren. Seine Präsidentschaft bröckelte bereits. Die Inflation erdrückte Familien. Die Schlangen an den Tankstellen reichten über mehrere Häuserblocks. Seine Zustimmungswerte stürzten rapide ab. Berater flehten ihn an, sein letztes politisches Kapital nicht auf einen aussichtslosen Gipfel zu setzen.

Er lud sie trotzdem ein. Der ägyptische Präsident Anwar Sadat und der israelische Ministerpräsident Menachem Begin kamen nach Camp David – einem abgeschiedenen Präsidentenrefugium in den bewaldeten Bergen Marylands. Keine Presse. Keine Kameras. Keine Fluchtmöglichkeit.

Dreizehn Tage. Eine Mission. Die Gespräche wären beinahe sofort gescheitert. Begin, ein Holocaust-Überlebender, der Angehörige durch die Nazi-Verfolgung verloren hatte, glaubte, Israel könne sich niemals ein einziges Zugeständnis leisten, das sein Überleben gefährden könnte. Sadat hatte Ägypten durch verheerende Kriege geführt und war der Ansicht, sein Volk verdiene ein Ende der endlosen Beerdigungen. Die beiden Männer konnten nicht miteinander reden. Sie kommunizierten über Boten. Sie verließen wütend die Treffen. Am elften Tag war es vorbei. Begin hatte vor Gott einen persönlichen Eid geschworen, niemals eine israelische Siedlung aufzulösen. Sadat forderte, dass alle Israelis den Sinai verlassen. Es gab keine Brücke zwischen diesen beiden Positionen. Begin packte seine Koffer. Auch Carter hatte aufgegeben.

Dann geschah etwas Unscheinbares. Vor Beginn des Gipfels war ein Foto der drei Staatschefs aufgenommen worden. Begin hatte Carter gebeten, Kopien für seine acht Enkelkinder zu signieren. Carters Sekretärin, Susan Clough, rief unauffällig in Israel an und erfragte die Namen aller Enkel. Als Carter die Fotos zu Begins Hütte brachte, wirkte der israelische Premierminister kühl, förmlich und abreisebereit.

Begin nahm die Fotos entgegen. Er betrachtete das erste. Carter hatte keine Standardunterschrift verwendet. Er hatte den Namen jedes Enkelkindes persönlich darauf geschrieben – daneben ein Friedensgebet.

Begin sprach den ersten Namen laut aus. Dann den zweiten. Dann den dritten. Seine Lippen begannen zu zittern. Tränen rannen ihm über die Wangen. Auch Carters Augen füllten sich mit Tränen.

Einige Minuten später sagte Begin leise: „Herr Präsident. Versuchen wir es noch einmal.“

Zwei Tage später, am 17. September 1978, unterzeichneten Sadat und Begin die Camp-David-Abkommen. Die Sinai-Halbinsel wurde an Ägypten zurückgegeben. Diplomatische Beziehungen wurden aufgenommen. Ein Friedensrahmen ersetzte dreißig Jahre Blutvergießen.

Der Friedensvertrag wurde in den fast fünfzig Jahren seither kein einziges Mal gebrochen.

Sadat und Begin erhielten den Friedensnobelpreis. Carter nicht – noch nicht.

Seine Präsidentschaft brach kurz darauf unter dem Druck der Geiselkrise im Iran zusammen. Er weigerte sich, amerikanische Leben für eine dramatische Rettungsaktion zu riskieren, die scheitern könnte. Die Geschichte sollte diese Zurückhaltung schließlich würdigen. Die Wähler nicht.

Er verlor die Wahl 1980 haushoch.

Die Geschichte schien geschrieben: Jimmy Carter, der gescheiterte Präsident.

Doch Carter kehrte nach Plains, Georgia, zurück. Zurück in dasselbe bescheidene Haus. Zurück in die Sonntagsschule. Dann nahm er einen Hammer zur Hand und verbrachte Jahrzehnte damit, Häuser für bedürftige Familien zu bauen – nicht symbolisch, nicht für Kameras –, sondern mit eigenen Händen, schwitzend in der Sonne bis weit in seine Achtziger.

Er gründete das Carter Center. Bekämpfte Krankheiten, die die Welt vergessen hatte. Beobachtete Wahlen in fragilen Demokratien. Er schlichtete Konflikte, die sonst niemand anrühren wollte.

2002 – 22 Jahre nachdem ihn die Wähler abgelehnt hatten – verlieh ihm das Nobelkomitee den Friedensnobelpreis für sein Lebenswerk im Stillen.

2015 diagnostizierten Ärzte Krebs in seinem Gehirn und seiner Leber.

Er sagte, er sei mit allem, was kommen würde, im Reinen. Der Krebs ging in Remission. Er nahm seine Arbeit wieder auf.

Am 29. Dezember 2024 starb James Earl Carter Jr. in seinem Haus in Plains, Georgia. Er wurde 100 Jahre alt.

Die Geschichte hatte ihr Urteil längst revidiert.

Der Mann, den man für zu schwach zum Führen hielt, hinterließ etwas, was die meisten mächtigen Führer nie tun.

Er hinterließ den Beweis – in den Namen von acht Enkelkindern auf acht Fotografien –, dass das Wichtigste, was ein Anführer tun kann, ist, anderen das Gefühl zu geben, zuerst Mensch zu sein.

Er gewann nicht immer.

Aber er veränderte die Welt auf eine Weise, die bis heute Bestand hat.

Netzfund

Was das Glück zerstört

Ein chinesischer Weiser stand mit seinem Lieblingsschüler an einem Spielplatz. Der Jüngere fragte: »Wie kommt es, dass alle Menschen glücklich sein wollen und es doch oft nicht werden?« Der Weise zeigte auf die Kinder und meinte, dass diese doch glücklich seien.

Der Schüler stellte fest: »Das sind glückliche Kinder, die im Spiel sind. Wie ist es aber um das Glück der Erwachsenen bestellt?« »Genauso wie um das Glück der Kinder«, entgegnete der Meister, holte aus der Tasche seines Gewandes eine Handvoll Kupfermünzen und warf diese unter die Kinder.

Plötzlich verstummte das fröhliche Lachen. Das Spielen war beendet und die Kinder stürzten sich auf die Münzen. Mit großem Geschrei und Gezeter rauf-ten sie sich um das Geld.

Der Ältere fragte: »Was nun hat das Glück der Kinder zerstört?« »Der Streit«, erwiderte der Schüler.

»Was hat den Streit erzeugt?« Der Gefragte meinte: »Wohl die Gier.« Mit einem Schmunzeln sprach der Weise: »So hast du die Antwort auf deine Frage selbst gefunden.«

Nach einer chinesischen Geschichte



Aus dem Geschenkbüchlein
„Glücksoase - Quellen der Lebensfreude“
www.gisela-rieger.de

Gebet des älter werdenden Menschen

O Herr, du weißt besser als ich,
dass ich von Tag zu Tag älter und eines Tages alt sein werde.
Bewahre mich vor der Einbildung,
bei jeder Gelegenheit und zu jedem Thema etwas sagen zu müssen.

Erlöse mich von der großen Leidenschaft,
die Angelegenheiten anderer ordnen zu wollen.
Lehre mich, nachdenklich (aber nicht grüblerisch),
hilfreich (aber nicht diktatorisch) zu sein.

Bei meiner ungeheuren Ansammlung von Weisheit
erscheint es mir ja schade, sie nicht weiterzugeben
– aber du verstehst, o Herr,
dass ich mir ein paar Freunde erhalten möchte.

Bewahre mich vor der Aufzählung endloser Einzelheiten
und verleihe mir Schwingen, zur Pointe zu gelangen.

Lehre mich schweigen über meine Krankheiten und Beschwerden.
Sie nehmen zu – und die Lust, sie zu beschreiben, wächst von Jahr zu Jahr.

Ich wage nicht, die Gabe zu erleben,
mir Krankheitsschilderungen anderer mit Freude anzuhören,
aber lehre mich, sie geduldig zu ertragen.

Lehre mich die wunderbare Weisheit,
dass ich mich irren kann.

Erhalte mich so liebenswert wie möglich.
Ich möchte kein Heiliger sein – mit ihnen lebt es sich so schwer –,
aber ein alter Griesgram ist das Krönungswerk des Teufels.

**Lehre mich, an anderen Menschen unerwartete Talente zu entdecken,
und verleihe mir, o Herr, die schöne Gabe, sie auch zu erwähnen.**

Teresa von Avila

Zen-Meister Weisheiten: Die überlaufende Tasse

Es war einmal ein weiser Zen-Meister.

Die Leute reisten von weit her an, um seine Hilfe auf dem Weg zur Erleuchtung zu bekommen.

An einem Tag bat ein neuer Schüler den Meister um Rat. Es war ein gebildeter Mann. Er wollte „Zen“ lernen.

Der Schüler war voll von eigenen Meinungen, Konzepten und Erkenntnissen.

Er unterbrach den Zen-Meister immer wieder, um ihm seine eigenen Ansichten zu erzählen. Er hörte dem Meister nicht zu.

Daraufhin schlug der Meister vor, mit dem Schüler einen Tee zu trinken.

Er schenkte seinem Gast also eine Tasse Tee ein.

Als die Tasse gefüllt war, goss der Meister weiter, bis der Tee auf den Tisch und schließlich auf das Gewand seines Schülers floss.

Der Schüler rief „Stopp! Die Tasse ist schon voll. Kannst du nicht sehen?“

„Genau“ meinte der Zen-Meister mit einem Lächeln.

„Du bist wie diese Tasse – voll mit Ansichten und Konzepten, so dass nichts mehr hineinpasst. Komm mit einer leeren Tasse zu mir zurück.“

Quelle:

<https://manifestation-boost.de/zen-meister-weisheiten-tod-des-alten-beginn-des-neues-selbst/>

Nicht allein

Es kann keine Zuversicht geben, wenn man nur von sich selber aus denkt und wenn man nur die eigenen Lebenskräfte für das Gelingen einer Sache veranschlagt. Erst wenn man in Zeitläufen denken kann, die das eigene Subjekt übergreifen, behält man den Lebensmut.

Nach ihren Niederlagen im Kampf um Gerechtigkeit haben die Bauern in den Bauernkriegen gesungen: „Geschlagen ziehen wir nach Haus, unsere Enkel fechten's besser aus!“ Sie behalten ihre Zuversicht darauf, dass es einmal das Recht für alle geben wird, weil sie wissen, dass sie nicht die Ersten und nicht die Letzten sind. Es hat Menschen vor ihnen gegeben, die am Recht gearbeitet haben. Es wird Menschen nach ihnen geben.

Wenn man gezwungen ist, einzig und einzigartig zu sein, dann zerschellt unser Mut an den eigenen geringen Kräften. Zuversicht auf das Gelingen des Lebens kann nur der bewahren, der sich langfristig machen, das heißt: sich in eine Tradition stellen kann. Eine Tradition haben und sich auf sie berufen, das heißt, sich langfristig machen.

Eine Tradition haben heißt, an die Stelle der Toten treten; nicht nur um ihre Lebensarbeit fortzusetzen, sondern auch, um sich von ihren Hoffnungen zu ernähren und um an ihrem Lebensmut Anteil zu haben.

Spätestens unsere Enkel werden uns fragen, ob wir ein Erbe für sie haben oder ob wir uns mit genüsslicher Selbstbeweinung begnügt haben.

Prof. Dr. Fulbert Steffensky, Theologe, war mit seiner Frau Dorothee Sölle in der Friedensbewegung engagiert. Er lebt heute in Luzern.

aus:

einfach leben – Ein Brief von Anselm Grün

Nr. 4 – April/Mai 2026

Glück und Angst

Glück und Angst machten zusammen einen Spaziergang.

Angst fragte Glück:

„Sag mal, was ist das höchste Glück für einen Menschen?“

Glück antwortete:

„Wenn ein Mensch sich selbst verliert, die Grenzen seines Ichs verschwinden und er im Unnennbaren aufgeht.“

Angst nickte verständnisvoll.

Dann fragte Glück die Angst:

„Was ist die größte Angst eines Menschen?“

Angst antwortete:

„Dass er sich selbst verlieren könnte, die Grenzen seines Ichs verschwinden könnten und er im Unnennbaren aufgehen könnte.“

Glück nickte verständnisvoll – und lächelnd setzten sie ihren Spaziergang fort.

Quelle: Erich Kaniok

Das Schneeglöckchen

Schneeglöckchen sind zarte Geschöpfe, filigrane erste Boten des Frühlings. Sie halten ihre weißen Köpfchen elegant gen Boden geneigt und sie 'läuten' mit ihren Erblühen den Frühling und die wiederkehrende Sonnenwärme ein.

Die kleine Eileen liebt Schneeglöckchen und sucht sie manchmal schon im Januar. Heute ging sie wieder einmal durch den Garten mit ihrem Opa und suchte. Der Opa wusste zwar, dass sie noch keine Schneeglöckchen finden würden, aber er genoss den Spaziergang und die Zeit mit seiner Enkelin. „Ob sie wieder kommen, die Schneeglöckchen? Sie sind doch so klein und zierlich. Vielleicht sind sie zu schwach.“, fragte die kleine Eileen.

Der Opa lächelte. „Ein Schneeglöckchen mag zart und zierlich aussehen, aber doch ist es vor allen anderen Blumen bereit, die Sonnen zu begrüßen.“, sagte der Opa zu ihr, „Vor langer Zeit haben manche Blumen das Schneeglöckchen geärgert. Weil es so klein und zierlich war, sagten einige Blumen, es wäre zu klein, zu blass und schwach. Sie meinten, niemand würde das kleine Schneeglöckchen beachten, weil es so klein wäre und die Sonne würde es nicht sehen wollen, weil es so blass, so weiß und zierlich wäre. Da war das Schneeglöckchen traurig und weinte. Doch die Sonne lächelte ihm wohlwollend zu und schenkte ihm seine schönsten und wärmsten Strahlen. Da beschloss das kleine Schneeglöckchen, für sich einzustehen und als erste Blume die neue Frühlingssonne zu begrüßen. Anfangs lachten manche Blumen und zweifelten.“

„Doch ganz gleich, wie hart oder lang der Winter sein mag, wenn die Frühlingssonne ihre ersten Strahlen schickt und den Boden erweckt, wird ein Schneeglöckchen sich seinen Weg ans Licht erkämpfen. Es wird sich mit aller Kraft durch die Dunkelheit des Bodens arbeiten, um ans Licht zu kommen und die Sonne zu begrüßen. Anfangs reckt es Kopf dem Sonnenlicht entgegen und genießt die erste Wärme und dann senkt es demütig den Kopf und schaut auf den Boden. Es schaut, auf das, was es geschafft hat. Durch den Boden zu brechen, hat es stark gemacht für die noch rauen Winde und die Kälte. Das Schneeglöckchen betrachtet und würdigt, was es in seiner Zeit des Wachsens geschafft hat. Mit Stolz und Ehrfurcht blickt sein Köpfchen daher anmutig auf den Boden.“, fuhr der Opa fort, „Noch bevor die anderen Blumen sich herauswagen und die Sonne sehen, blickt die Sonne voll Stolz auf die Schneeglöckchen. Sie mögen klein und weiß und zierlich sein, doch sie wissen genau, was sie wollen und kämpfen jedes Jahr aufs Neue. Sie sind in ihrem Inneren stark und dafür liebt die Sonne die Schneeglöckchen.“

„Lass Dir nie einreden, Du seist zu klein, zu schwach oder zart für etwas. Wenn Du etwas erreichen willst, kannst Du wie ein Schneeglöckchen sein.“, sagte der Opa und umarmte seine kleine Eileen.

„Opa, wenn ich groß bin, werde ich ein Schneeglöckchen sein ...“

Die Legende vom Rotkehlchen

Es war zu der Zeit, da unser Herr die Welt erschuf – gegen Abend kam es ihm in den Sinn, einen kleinen grauen Vogel zu erschaffen. "Merke dir, dass dein Name Rotkehlchen ist!", sagte unser Herr zu dem Vogel, als er fertig war – und ließ ihn fliegen. – Da flog der Vogel zu unserem Herrn zurück. "Warum soll ich Rotkehlchen heißen, wenn ich ganz grau bin?", fragte er. Der Herr lächelte nur still und sagte: "Ich habe dich Rotkehlchen genannt, aber du musst selbst zusehen, dass du dir deine roten Brustfedern verdienst."

Eine unendliche Menge von Jahren war seit diesem Tage verflossen. – Da brach ein Tag an, der auch in der Geschichte der Erde lange nicht vergessen werden sollte. Am Morgen dieses Tages saß ein Rotkehlchen auf einem kleinen Hügel vor den Mauern Jerusalems. Es erzählte seinen Jungen vom Schöpfungstage und von der Namensgebung. "Seht nun", schloss es betrübt, "so viele Jahre sind seither verflossen, so viele Rosen haben geblüht, so viele junge Vögel sind aus ihren Eiern gekrochen, aber das Rotkehlchen ist immer noch ein kleiner grauer Vogel."

Die Jungen rissen ihre Schnäbel weit auf und fragten, ob ihre Vorfahren nicht versucht hätten, irgendeine Großtat zu vollbringen, um die unschätzbare rote Farbe zu erringen. "Wir haben alle getan, was wir konnten", sagte der kleine Vogel, "aber es ist uns allen misslungen. – Wir hofften auf den Gesang. Schon das erste Rotkehlchen dachte, die Sangesglut werde seine Brustfedern rot färben. Aber es täuschte sich. – Wir hofften auf unsere Tapferkeit. Schon das erste Rotkehlchen kämpfte tapfer mit anderen Vögeln. Es dachte, seine Brustfedern werden sich rot färben vor Kampfeslust. Aber es scheiterte. Der Vogel hielt mitten im Satz inne, denn aus einem Tore Jerusalems kam eine Menschenmenge gezogen.

"Nein, es ist zu entsetzlich", rief er seinen Jungen zu. "Ich will nicht, dass ihr diesen Anblick seht - da sind drei Missetäter, die gekreuzigt werden sollen." – Das Rotkehlchen konnte die Blicke nicht von den drei Unglücklichen wenden. "Wie grausam die Menschen sind!", sagte der Vogel nach einem Weilchen. "Auf dem Kopf des einen haben sie eine Krone aus stechenden Dornen befestigt." – Er sah, wie das Blut auf die Stirn des Gekreuzigten tropfte, da vermochte er nicht mehr still in seinem Neste zu bleiben. – "Wenn ich auch nur klein und schwach bin, so muss ich doch etwas für diesen armen Gequälten tun können", dachte der Vogel, verließ sein Nest und flog hinaus in die Luft. – Allmählich fasste er Mut, flog ganz nahe hinzu und zog mit seinem Schnabel einen Dorn aus, der in die Stirn des Gekreuzigten gedrungen war. Während er dies tat, fiel ein Tropfen Blut auf seine Kehle, verbreitete sich dort rasch und färbte alle seine zarten Brustfedern ein.

Als der Vogel wieder in sein Nest kam, riefen ihm seine kleinen Jungen zu: "Deine Brust ist roter als Rosen!" "Es ist nur ein Blutstropfen von der Stirne des armen Mannes", sagte der Vogel. "Der verschwindet, sobald ich in einem Bach bade." Aber so viel der kleine Vogel auch badete, die rote Farbe verschwand nicht von seiner Kehle, und als seine Kleinen herangewachsen waren, leuchtete die blutrote Farbe auch an ihren Brustfedern, wie sie auf jedes Rotkehlchens Brust und Kehle leuchtet, bis auf den heutigen Tag.

(Nach Selma Lagerlöf)

<https://www.miriam-stiftung.de/post/die-legende-vom-rotkehlchen>

Licht kann man verschenken

Noch vor nicht allzu langer Zeit lebte in einem kleinen Dorf, inmitten der hohen Berge, ein freundliches Volk. Die Menschen hatten immer ein Lächeln auf den Lippen und um ihre Augen hatten sie kleine Lachfalten, die wie Sonnenstrahlen aussahen. Es flossen keine Tränen und niemals gab es Streit. Doch diese Fröhlichkeit hatte einen Grund. Nie sah man einen Menschen ohne eine Kerze durch das Dorf gehen. Überall nahmen sie ihre leuchtenden Flammen mit. Es waren sehr schöne Kerzen, die die Kinder phantasievoll verzierten. Das warme Licht der Kerzen lockte viele Menschen an.

Wenn die Dorfbewohner am Abend glücklich und müde in ihre Häuser zurückkehrten, trugen sie eine neue bunt verzierte Kerze bei sich. Denn die Freunde und Nachbarn schenkten sich jeden Tag gegenseitig eine leuchtende Kerze. Weil so täglich ein neues warmes Licht hinzukam, ging niemals eine Flamme aus. Kranke und alte Menschen, die ihre Häuser nicht mehr verlassen konnten, erhielten viel Besuch. Die Gäste brachten immer besonders schöne Kerzen mit, um damit die Schmerzen und Traurigkeit dieser Menschen zu vertreiben und ihnen eine Freude zu bereiten.

Doch hoch oben auf dem Gipfel des dunklen braunen Berges wohnte ein grimmiger alter Mann. Er wollte keinen Menschen bei sich haben. Jeden Abend saß er auf einer Bank vor seiner Hütte und schaute ins Dorf hinunter. In der Dämmerung sah er die vielen hübschen Lichter leuchten. Manchmal machte sich der alte grimmige Mann auf den Weg ins Dorf. Eines Tages entdeckte ihn ein kleines Mädchen. Es freute sich über den alten Mann so sehr, dass es ihm eine ihrer schönsten Kerzen schenkte. „Diese Kerze habe ich extra für dich gemacht.“, sagte das kleine Mädchen zu dem Mann. „Pah!“, erwiderte der Alte. „Behalte deinen Stummel. Ich mag ihn nicht. Du musst sowieso beim Schenken vorsichtig sein. Wenn du all deine Leuchten hergibst, hast du bald keine mehr. Dann wird es ganz dunkel und kalt in deinem Haus. Ich rate dir, keine Kerzen mehr zu verschenken.“

Nach diesen Worten verschwand der Mann wieder in den Bergen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich sein Ratschlag im Dorf und die Menschen verschenkten keine Kerzen mehr. Die Menschen veränderten sich: Das Strahlen ihrer Gesichter wechselte in böse Grimassen. Keiner lachte und auf den Straßen und Plätzen versammelten sich keine Gruppen mehr. Alle saßen einsam und traurig in ihren dunklen Häusern und gaben auf ihr letztes schwaches Kerzenlicht acht.

Schließlich ging auch die letzte Kerze aus. Es wurde stockfinster und eiskalt. All diese Ereignisse beobachtete der alte Mann von seinem Berg aus und auf einmal überkam ihn eine große Traurigkeit. Kein einziges Licht entdeckte er mehr unten im Dorf. Das wollte er auch wieder nicht, denn insgeheim hatte er sich über den hellen warmen Schein und das fröhliche Lachen der Menschen im Dorf gefreut. Er lief in den Wald, sammelte trockenes Holz und zündete ein großes Feuer an.

Unten im Dorf konnte man das helle Feuer sehen. Neugierig kamen alle Menschen aus ihren Häusern. Sie konnten ihren Augen nicht trauen, dass gerade von der Hütte des alten grimmigen Mannes ein solch schöner Glanz ausging. Eilig suchten sie alle Laternen und Kerzen zusammen und machten sie gemeinsam auf den Weg zum Gipfel. Schon während des Aufstieges begannen die Menschen wieder miteinander zu reden. Als sie endlich oben angekommen waren, entzündeten sie alle mitgebrachten Leuchten an dem goldenen Feuer, das eine wunderbare Wärme verbreitete.

Am nächsten Morgen gingen sie gemeinsam und mit ihren brennenden Kerzen in ihr Dorf zurück. Müde, aber sehr glücklich über das wiedergefundene Licht kamen sie im Dorf an. Sofort schenkten sie ihre phantasievoll verzierten leuchtenden Kerzen an die Kranken und Alten, die den weiten Weg nicht mitgehen konnten, weiter. Die Kranken freuten sich sehr über die Lichter. Auf einmal kehrten auch die Sonnenstrahlen in die Gesichter der Menschen zurück, es flossen keine Tränen mehr und immer wenn es einem Menschen nicht gut ging, er Angst hatte oder traurig war schaute er sich das Licht einer brennenden Kerze an.

In den folgenden Tagen hörte man wieder das fröhliche Lachen in den Straßen. Keiner saß mehr alleine und traurig zu Hause. Jeder war unterwegs, um seinen Freunden und Bekannten eine Kerze zu schenken und ihm so eine Freude zu bereiten. Es wurden viele liebevoll verzierte Kerzen verschenkt. Es ist kaum zu glauben, aber die Lichter der Kerzen gingen niemals aus. Denn mit jedem verschenkten Licht ging ein neues Licht an und dadurch erstrahlte das Dorf alsbald in seinem alten warmen Glanz.

Hier gefunden:

<https://www.johannlandschule-hainchen.de/wp-content/uploads/2020/12/Adventsfenster-Licht-kann-man-verschenken.pdf>

Die Bank unter den Eichen

Eine gute Beziehung gleicht zwei Bäumen, die im richtigen Abstand nebeneinander wachsen dürfen.

Anna und Walter sitzen auf ihrer Lieblingsbank unter den Eichen. „Weißt du noch, wie damals alles begonnen hat?“, fragt die Frau verträumt.

Lächelnd nickt der alte Mann und gibt ihr einen innigen Kuss. Beide erinnern sich: Sie hatten sich auf dem Jahrmarkt kennengelernt und wussten sofort, dass ihre beiden Herzen zusammengehörten.

Die Verliebten schlenderten damals über den Marktplatz und steuerten auf eine Menschenansammlung am Rande des Dorfes zu. Dort wurde ein Wettbewerb veranstaltet. Auf einer Bank stand der Besitzer der dortigen Wiese mit zwei Eicheln in seinen Händen. Er erregte großes Aufsehen mit seinem lauten Geschrei:

„Kommt alle her und seht! Das sind Liebeseicheln! Wer traut es sich zu, ein Denkmal für die nächsten Generationen zu setzen? Auf dieser Bank sollen einmal Liebespaare sitzen und es behaglich haben. Damit hier ein lauschiges Plätzchen entstehen kann, sollen zwei mächtige Eichen den nötigen Schatten spenden.

Wer von euch findet den richtigen Abstand, den diese Eichen brauchen, um gemeinsam wachsen und zusammen alt werden zu können? Unser Dorfgärtner ist der Schiedsrichter und entscheidet, wer die Aufgabe am besten gelöst hat.“

Nacheinander traten etliche Pärchen vor und legten die Eicheln nach ihren Vorstellungen auf die Erde nieder. Die Entfernungen der verschiedenen Vorschläge reichten von fünfzig Zentimetern bis zu drei Metern.

Anna und Walter waren die Letzten, die ihren Tipp abgaben. Als sie jedoch die zwei Eicheln in einem Abstand von sieben Metern auf die Erde legten, wurden sie von den Zuschauern nur lauthals ausgelacht!

Der alte Gärtner hingegen nickte erfreut und grub die zwei Liebeseicheln genau dort ein, wo die beiden diese hingelegt hatten. Lächelnd sagte er:

„Mit dieser Entfernung können sich die Eichen gut entwickeln. Jeder bleibt für sich ein eigenständiger Baum und keiner nimmt dem anderen die Sonne und die Luft zum Atmen. Auch die Wurzeln behindern einander nicht. Dennoch werden die Bäume eine Gemeinschaft bilden, denn wenn der Wind über sie hinwegweht, dann können sich ihre Äste sanft berühren.“

So begann es damals, vor über fünfzig Jahren. Händchenhaltend und in Gedanken versunken sitzen Anna und Walter unter den beiden mächtigen Eichen, deren Äste sich in luftiger Höhe begegnen, und horchen auf das Rascheln der Blätter.

Die Geschichte stammt aus dem Buch „Geschichten, die dein Herz berühren“ von Gisela Rieger, in dem zahlreiche weitere für das Vortragen auf Hochzeiten geeignete Geschichten enthalten sind.

Wenn ein Wolf besiegt wird

Wenn ein Wolf besiegt wird, geschieht etwas, das uns Menschen zum Nachdenken bringen sollte.

In der Wildnis kämpfen Wölfe um Rang und Revier. Zähne blitzen, Muskeln spannen sich, der Boden bebt unter ihrem Ringen.

Und dann, im Moment größter Gefahr, passiert das Unerwartete: Der Verlierer rollt sich auf den Rücken, legt den Hals frei und gibt sich scheinbar schutzlos hin.

Doch anstatt zuzubeißen, hält der Sieger inne. Die Zähne verharren, der Atem stockt, das tödliche Ende bleibt aus.

Denn tief in den Genen dieser Tiere liegt eine uralte Erinnerung: Das Leben des Rudels ist wichtiger als die Befriedigung des eigenen Zorns.

Ein besiegtter Wolf wird nicht getötet. Er wird verschont, weil die Gemeinschaft ohne ihn ärmer wäre.

Forscher haben dieses Verhalten immer wieder beobachtet. Es ist kein Zufall, sondern Teil einer jahrtausendealten Ordnung.

Wölfe wissen, dass Stärke nicht im Zerstören liegt, sondern im Erhalten. Der Sieg über den Tod, nicht über den Artgenossen, macht sie groß.

Wie viel könnten wir Menschen von dieser Weisheit lernen. Wir, die uns noch immer in Kriegen verzehren, uns für Stolz, Macht oder verletzte Eitelkeit gegenseitig vernichten.

Während wir Mauern bauen und Grenzen ziehen, lehren uns Wölfe: Es gibt keinen Ruhm im Töten eines Gefallenen, und keine Ehre im Triumph über Schwäche.

Vielleicht liegt wahre Größe darin, innezuhalten, wenn wir könnten zerstören. Vielleicht beginnt Menschlichkeit dort, wo wir beschließen, einander leben zu lassen.

Seelentiers Beitrag auf facebook

Der Weg zum Himmel

Ein Mann, sein Pferd und sein Hund wanderten eine Straße entlang.

Als sie an einem riesigen Baum vorbeikamen, erschlug sie ein Blitz, alle drei.

Doch der Mann bemerkte nicht, dass sie diese Welt bereits verlassen hatten, und wanderte mit seinen beiden Tieren weiter.

Manchmal brauchen die Toten etwas Zeit, bis sie sich ihrer neuen Lage bewusst werden.

Die Wanderung war sehr weit, führte bergauf und bergab, die Sonne brannte, und sie waren verschwitzt und durstig.

An einer Wegbiegung sahen sie ein wunderschönes marmornes Tor, das zu einem mit Gold gepflasterten Platz führte, mit einem Brunnen in der Mitte, aus dem kristallklares Wasser floss.

Der Wanderer wandte sich an den Mann, der das Tor bewachte. "Guten Tag."

"Guten Tag", entgegnete der Wächter.

"Ein wunderschöner Ort ist das hier, wie heißt er?"

"Hier ist der Himmel."

"Wie gut, dass wir im Himmel angekommen sind, denn wir haben großen Durst."

"Du kannst gern hereinkommen und nach Belieben trinken" sagte der Wächter und zeigte auf den Brunnen.

"Mein Pferd und mein Hund haben auch Durst."

"Tut mir leid", sagte der Wächter. "Tieren ist der Zutritt verboten."

Der Mann war sehr enttäuscht, weil sein Durst groß war, aber er wollte nicht allein trinken.

Er dankte dem Wächter und zog weiter.

Nachdem sie lange bergauf gewandert waren, kamen sie an einen Ort mit einem alten Gatter, das auf einen mit Bäumen gesäumten Weg aus gestampfter Erde ging. Im Schatten eines der Bäume lag ein Mann, den Hut in die Stirn gedrückt, und schien zu schlafen.

"Guten Tag", sagte der Wanderer.

Der Mann nickte.

"Wir haben großen Durst, mein Pferd, mein Hund und ich."

"Dort zwischen den Steinen ist eine Quelle", sagte der Mann und wies auf die Stelle. "Ihr könnt nach Lust und Laune trinken."

Der Mann, das Pferd und der Hund gingen zur Quelle und stillten ihren Durst.

Der Wanderer dankte abermals.

"Kommt wieder, wann ihr wollt", antwortete der Mann.

"Wie heißt übrigens dieser Ort?"

"Himmel."

"Himmel? Aber der Wächter am Marmortor hat mir gesagt, dass dort der Himmel sei."

"Das war nicht der Himmel, das war die Hölle."

Der Wanderer war verwirrt. "Ihr solltet verbieten, dass sie euren Namen benutzen! Diese falsche Auskunft wird viel Durcheinander stiften!"

"Auf gar keinen Fall. In Wahrheit tun die uns einen großen Gefallen. Denn dort bleiben alle, die es fertig bringen, ihre besten Freunde im Stich zu lassen."

Paulo Coelho

Die Wahrheit und die Lüge

**Laut einer Legende aus dem 19. Jahrhundert treffen sich eines Tages
die Wahrheit und die Lüge**

Die Lüge sagt zur Wahrheit: „Heute ist ein wunderbarer Tag“!

Die Wahrheit blickt in den Himmel und seufzt, denn der Tag war wirklich schön.

Sie verbringen viel Zeit miteinander und kommen schließlich neben einem Brunnen an.

Die Lüge erzählt die Wahrheit: „Das Wasser ist sehr schön, lass uns zusammen baden!“

Die Wahrheit, erneut verdächtig, testet das Wasser und entdeckt, dass es wirklich sehr nett ist. Sie ziehen sich aus und beginnen zu baden.

Plötzlich kommt die Lüge aus dem Wasser, zieht die Kleider der Wahrheit an und rennt davon.

Die wütende Wahrheit kommt aus dem Brunnen und rennt überall hin, um die Lüge zu finden und ihre Kleidung zurückzubekommen. Die Welt, die die Wahrheit nackt sieht, wendet ihren Blick mit Verachtung und Wut ab.

Die arme Wahrheit kehrt zum Brunnen zurück und verschwindet für immer und versteckt darin ihre Scham.

Seither reist die Lüge um die Welt, verkleidet als die Wahrheit, befriedigt die Bedürfnisse der Gesellschaft, denn die Welt hat auf keinen Fall den Wunsch, der nackten Wahrheit zu begegnen.

Das Glas Wasser

Eine kleine Geschichte über das Loslassen

Ein alter Psychologe betrat den Seminarraum. Die Teilnehmenden erwarteten eine Vorlesung über Stressbewältigung. Stattdessen hob er ein halbvolltes Glas Wasser.

Ein leises Murmeln ging durch den Raum. Alle rechneten mit der Frage: „Ist das Glas halb voll oder halb leer?“

Doch er lächelte nur und fragte: „Wie schwer ist dieses Glas Wasser?“

Die Antworten schwankten zwischen 200 und 500 Gramm.

Der Psychologe nickte. „Das tatsächliche Gewicht ist nicht entscheidend. Es hängt davon ab, wie lange ich es halte. Halte ich es eine Minute, ist es leicht. Halte ich es eine Stunde, wird es schwer. Halte ich es einen Tag lang – spüre ich nur noch Schmerz und Lähmung.“

Er ließ eine Pause entstehen.

„So ist es mit seelischen Lasten, Sorgen, Schuld oder Selbstzweifeln. Wenn wir sie kurz betrachten, ist das okay. Wenn wir sie lange mit uns tragen, beginnen sie uns zu lähmen. Und irgendwann vergessen wir, dass wir sie ablegen könnten.“

Er stellte das Glas ab.

„Manchmal geht es nicht darum, die Dinge zu lösen. Sondern darum, sie loszulassen. Immer wieder, jeden Tag neu.“

Ein leises Atmen erfüllte den Raum. Niemand klatschte. Doch etwas löste sich. Unsichtbar, aber spürbar.

Eine orientalische Geschichte

Mahmut war gerade 15 Jahre alt geworden und sollte zu seinem Onkel in die Lehre gehen. Der Onkel besaß eine Teppichweberei. Seit Generationen gab die Familie diese Kunst und das Wissen weiter. Es war eine Ehre für Mahmut, diese Kunst lernen zu dürfen. Und so freute er sich auf den ersten Tag seines neuen Lebens.

Sein Onkel führte ihn zuerst in ein Lager. Hier lag überall Wolle in allen Farben und Güte. Der Onkel erklärte ihm die Unterschiede der verschiedenen Wollarten und zeigte ihm anschließend die Färberei. Mahmut erfuhr, dass er an allen Stationen arbeiten durfte, um alles von Beginn an zu kennen. So kam es, dass er alle Stationen durchlief und mit fast schon verbissenem Ehrgeiz alles lernte. Auch erledigte er alle ihm übertragenen Aufgaben akribisch, was dazu führte, dass er kein Verständnis hatte, wenn jemand nicht genauso arbeitete wie er.

Das fiel auch seinem Onkel auf. So kam es, dass er dorthin geschickt wurde, wo die Frauen an den Webstühlen saßen. „Aber Onkel“, beschwerte er sich, „Soll ich nun auch das Weben lernen?“

Der Onkel lächelte: „Das nicht mein Sohn. Du sollst beim Zusehen etwas ganz anderes lernen“. „Aber was? wollte Mahmut wissen. „Geduld, Geduld..., sieh‘ zu und lerne“. Wenn es an der Zeit ist, dann wird das Wissen dir offenbart“.

Mahmut setzte sich neben dem Webstuhl der ältesten und erfahrensten Weberin und schaute zu. Sie war fast am Ende des Teppichs angelangt als Mahmut sah, wie sie etwas webte, was so gar nicht ins Muster passen wollte.

Er fragte die alte Frau, warum sie das tat, aber diese lächelte nur als Antwort. Mahmut war fassungslos. Wie konnte es diese Frau wagen, den wertvollen Teppich wegen ihrer Ungenauigkeit zu zerstören.

So ging er wutentbrannt zu seinem Onkel und berichtete ihm was er gesehen hatte: „Onkel, du musst diese Frau wegschicken. Sie zerstört den kostenbaren Teppich und bringt Schande über unsere Familie.“ Der Onkel lächelte nur und sagte: „Es ist alles gut mein Sohn. Sie bringt keine Schande auf uns“. Sie soll einen Fehler in den Teppich weben.“ Mahmut war nun völlig verwirrt. „Aber warum denn, Onkel?“ „Seit Generationen weben die Frauen Fehler in die Teppiche“, sagte der Onkel. „damit wir uns immer in Demut daran erinnern, dass kein Mensch perfekt und vollkommen ist!“

Verfasser unbekannt

[GR-kl_GeschichtenLagerfeuer_Buch_komplett_RZ-100dpi.pdf](#)

Das Rätsel von König Akbar

Der weise König Akbar war es leid, dass sich seine Minister häufig stritten. Es waren zwar kluge Minister, die sich aber gegenseitig bremsten und damit auch den Fortschritt im Land von Akbar.

Da rief Akbar eines Tages seine Minister zu sich. Er zeigte mit der Hand auf eine gespannte gerade Schnur und forderte die Minister auf: „Seht ihr diese Schnur? Eure Aufgabe ist es, sie zu kürzen, jedoch ohne sie zu verknoten oder auseinanderzuschneiden. Und ihr dürft sie auch nicht berühren. Kürzt sie auf eine andere Art und Weise!“

Die Minister blickten wortlos auf die Schnur, rieben sich den Bart und grübelten, wie die Schnur gekürzt werden könnte, ohne abgeschnitten oder berührt zu werden. Selbst den Klügsten unter ihnen wollte keine Lösung für diese schwierige Aufgabe einfallen. „König, das ist nicht möglich!“, sagten sie. „Kein noch so kluger Mensch kann dieses Rätsel lösen.“

Da erhob sich der König, nahm wortlos eine zweite, längere Schnur und spannte sie neben die erste. Durch diese zweite, längere Schnur wurde die erste verkürzt ohne verknotet oder abgeschnitten worden zu sein.

„Seht her!“, sagte der König. „Wir sollten die Meinung eines anderen weder antasten noch beschneiden, sondern nur unsere eigene Schnur daneben spannen. Dann möge der andere entscheiden, was länger und was kürzer, was besser oder schlechter ist. Wir sollen nicht für den anderen entscheiden, wir sollen ihm nur unsere eigene Wahrheit darlegen.“

Verfasser unbekannt

[GR-kl_GeschichtenLagerfeuer_Buch_komplett_RZ-100dpi.pdf](#)

Versöhnlichkeit

Eine östliche Geschichte handelt von einem strengen und autoritären König, der verlangte, dass alle Untertanen ihn »Strahlende und Ehrwürdige Gottheit« nennen. Er mochte diesen Titel und bestand auf ihm. Eines Tages stellte er fest, dass ein alter Mann sich weigerte, ihn so zu bezeichnen. Der König beorderte ihn zu sich und fragte ihn, warum er sich dagegen sträube. »Nicht aus Widerstand oder Mangel an Respekt, sondern einfach weil ich dich nicht so sehe«, sagte der alte Mann. »Es wäre nicht aufrichtig.«

Für seine Aufrichtigkeit zahlte er einen hohen Preis. Der König befahl, den Alten ein Jahr lang in einen schrecklichen Kerker zu sperren; nach Ablauf dieser Frist ließ er ihn erneut kommen. »Hast du deine Meinung inzwischen geändert?« – »Tut mir leid, aber ich sehe dich immer noch nicht so.« So musste er ein weiteres Jahr in der finsternen Zelle verbringen - mit nichts als Brot und Wasser; er verlor noch mehr Gewicht, blieb jedoch bei seiner Meinung.

Der König war erzürnt, aber auch neugierig. Er beschloss, den alten Mann freizulassen und ihm heimlich zu folgen. Der kehrte in seine armselige Fischerhütte zurück, wo seine Frau ihn mit großer Freude begrüßte.

Die beiden redeten miteinander, während der König in seinem Versteck ihnen lauschte. Die Frau war wütend auf den König, weil er ihr zwei Jahre lang den Mann weggenommen und ihn derart unmenschlich behandelt hatte. Der alte Mann hingegen vertrat einen anderen Standpunkt: »Er ist nicht so schlecht, wie du denkst«, sagte er. »Schließlich ist er ein guter König. Er hat sich um die Armen gekümmert, Straßen und Krankenhäuser gebaut, gerechte Gesetze verkündet.«

Der König war zutiefst beeindruckt von den Worten dieses alten Mannes, der keinen Groll gegen ihn hegte, sondern, im Gegenteil, seine Tugenden zu erkennen vermochte. Er fühlte, wie eine Welle bitterer Reue ihn im Innersten ergriff. Weinend kam er aus seinem Versteck heraus und trat vor den Mann und dessen Frau: »Ich muss dich nachdrücklich um Entschuldigung bitten. Trotz allem, was ich dir angetan habe, empfindest du keinen Hass gegen mich.« Der alte Mann war überrascht und erwiderte: »Was ich sagte, hat gestimmt, o Strahlende und Ehrwürdige Gottheit. Du bist ein guter König.«

Der König traute seinen Ohren nicht.

»Du hast mich Strahlende und Ehrwürdige Gottheit genannt ... Warum?«

»Weil du fähig warst, um Verzeihung zu bitten.«

Ferrucci, Piero (2005): Nur die Freundlichen überleben. Warum wir lernen müssen, mit dem Herzen zu denken, wenn wir eine Zukunft haben wollen. Berlin: Allegria. S. 50-51

♥ Copy Please! ♥ mit freundlicher Einladung von Günter W. Remmert, Dipl. theol., M.A. phil.

guenter@wachstums-impulse.de

<https://www.wachstums-impulse.de/pdf/schmiede-brief%200311.pdf>

Der Befehl des Königs

Es war einmal ein König. Der schickte seinen Feldherrn mit Soldaten los und befahl ihnen Folgendes: „Geht und vernichte meine Feinde!“

Und so zog der Feldherr mit den Soldaten los.

Es vergingen viele Monate und keine Nachricht drang zum König. Da schickte er endlich einen Boten hinterher. Der sollte erkunden, was geschehen war.

Als der Bote das feindliche Gebiet erreicht hatte, traf er auf ein Lager, aus dem schon von weitem das fröhliche Treiben eines Festes zu hören war. Gemeinsam an einem Tisch fand er dort den Feldherrn und seine Soldaten zusammen mit den Feinden des Königs.

Der Bote ging zum Feldherrn seines Königs und stellte ihn zur Rede: „Was soll das? Du hast deinen Befehl nicht ausgeführt! Du solltest die Feinde vernichten. Stattdessen sitzt ihr zusammen und feiert.“

Da sagte der Feldherr zum Boten:

„Ich habe den Befehl des Königs sehr wohl ausgeführt. Ich habe die Feinde vernichtet – ich habe sie zu Freunden gemacht!“

Verfasser unbekannt, leicht umgeschrieben

<https://zeitzuleben.de/der-befehl-des-konigs/>

und

https://ziel-verlag.de/wp-content/uploads/2022/09/ZIEL-Verlag_Sinnvolle_Geschichten1_blick-ins-buch.pdf

Das verschenkte Licht

Es war eine Frau, die hatte gehört, dass an einem fremden Ort eine heilige Flamme brennt. Sie machte sich auf, um etwas von diesem Licht zu sich nach Hause zu holen. Sie dachte: Wenn du dieses Licht hast, dann hast du Glück und Leben, und alle, die du liebst, werden es auch haben.

Sie begab sich auf den weiten Weg, fand die heilige Flamme, entzündete ihr Licht daran und hatte auf dem Rückweg nur eine Sorge: dass ihr Licht erlöschen könnte.

Unterwegs traf sie einen, der fror und kein Feuer hatte. Der bat sie, ihm von ihrem Feuer zu geben. Die Frau mit dem Licht zögerte. War ihre Flamme nicht zu kostbar, zu heilig für solch eine gewöhnliche Sache? Dann aber gab sie dem im Dunkeln Frierenden von ihrem Licht. Die Frau setzte ihren Heimweg fort, und als sie beinahe zu Hause war, brach ein Unwetter über sie herein. Sie versuchte, ihr Licht vor Sturm und Regen zu schützen, aber es erlosch.

Den weiten Weg zurück zum Ort der heiligen Flamme würde sie nie mehr schaffen – aber bis zu dem Menschen, dem sie geholfen hatte, reichte ihre Kraft, und an dessen Licht konnte sie das ihre wieder entzünden.

von Barbara Hug (Text aus: Blätter, die uns durch das Jahr begleiten, Kreuz Verlag, Stuttgart 14.12.1992)

Immer sind es die Menschen

(Kolumne aus der Inselfspitalseelsorge)

Ein Haushaltsunfall wirft eine ältere Dame aus der Bahn. Die sonst agile, lebensfrohe und selbständige Frau ist hilflos ans Spitalbett gefesselt. Die Perspektiven sind unklar bis bedrohlich. Besuch bekommt sie nie, brauche sie auch nicht, sie sei es gewohnt, alleine zurecht zu kommen. Der Ehemann ist schon lange verstorben, die Tochter lebt in Kanada und der Sohn in einer fernen Stadt hat kaum Zeit.

Im Verlauf der Wochen wirkt die Patientin zunehmend untröstlicher, ihre Welt wird schwarz und schwärzer. Mir kommt die Geschichte von der weisen Frau mit den Bohnen in den Sinn. Diese legt für jedes gute Erlebnis am Tag eine Bohne aus ihrer linken in die rechte Tasche. Am Abend lässt sie die rechten Bohnen, also die schönen Dinge des Tages, Revue passieren. Nicht jeder Tag ist gut, und die Patientin hat momentan ganz sicher keine guten Tage, dennoch: an jedem Tag gibt es etwas Gutes, so die Botschaft. Wir machen ab, dass die Patientin täglich drei gute Dinge sammelt, seien sie auch noch so unscheinbar, und mir beim nächsten Besuch davon erzählt. Anfangs fällt es ihr schwer, etwas Gutes zu finden, aber mit jedem Mal wird es leichter. Da ist die Sonne, die in ihr Bett scheint, das schmerzfreie Mittagsschläfchen oder die Physiotherapeutin, die sie mit einem Scherz zum Lächeln bringt.

„Heute ist ein ganz guter Tag“, begrüßt mich die alte Dame strahlend, als ich an einem Abend noch schnell bei ihr vorbeischaue. Sie erzählt, dass sie heute einen Brief von einer guten Freundin bekommen hat, die sie am Wochenende besuchen käme. Dann hat ihre Tochter aus Übersee angerufen und sie haben ein ganz wunderbar langes Gespräch geführt. Am Nachmittag ist überraschend ihr Sohn gekommen. Sie haben zusammen Kaffee getrunken, viel geredet und gelacht. Er hat Ferien und wird sie übermorgen wieder besuchen. „Und jetzt kommen auch noch Sie zu mir!“ So glücklich habe ich die Patientin noch nie gesehen.

Mir kommt das Gedicht von *Rose Ausländer (1901-1988)* in den Sinn:

Immer sind es die Menschen

Du weißt es

Ihr Herz

ist ein kleiner Stern

der die Erde beleuchtet

Wir lassen die „Zeit der Bohnen“ Revue passieren. Tatsächlich waren es vor allem die Begegnungen mit anderen Menschen, die in ihr momentanes Dunkel Licht gebracht haben.

Quelle:

Monika Mandt, kath. Seelsorgerin

www.pfarrblattbern.ch/de/artikel/immer-sind-es-die-menschen

Vom Schnee ...

Erinnern Sie sich noch an den ersten Schneefall in einem Spätherbst oder Winter Ihrer Kindheit?

Es war wie der Einbruch einer anderen Realität. Etwas Scheues, Seltenes, das uns besuchen kommt, das sich herabsenkt und die Welt um uns herum verwandelt, ohne unser Zutun, als unerwartetes Geschenk.

Der Schnee ist geradezu die Reinform einer Manifestation des Unverfügbaren: Wir können ihn nicht herstellen, nicht erzwingen, nicht einmal sicher vorherplanen, jedenfalls nicht über einen längeren Zeitraum hinweg. Und mehr noch: Wir können des Schnees nicht habhaft werden, ihn uns nicht aneignen: Wenn wir ihn in die Hand nehmen, zerrinnt er uns zwischen den Fingern, wenn wir ihn ins Haus holen, fließt er davon, und wenn wir ihn in die Tiefkühltruhe packen, hört er auf, Schnee zu sein.

Vielleicht sehnen sich deshalb so viele Menschen – nicht nur die Kinder – nach ihm, vor allem vor Weihnachten. Viele Wochen im Voraus werden die Meteorologen bestürmt und beknielt: Wird es dieses Jahr weiß? Wie stehen die Chancen? Und natürlich fehlt es nicht an Versuchen, Schnee verfügbar zu machen.

In unserem Verhältnis zum Schnee spiegelt sich das Drama des modernen Weltverhältnisses wie in einer Kristallkugel: Das kulturelle Antriebsmoment jener Lebensform, die wir modern nennen, ist die Vorstellung, der Wunsch und das Begehren, Welt verfügbar zu machen.

Lebendigkeit, Berührung und wirkliche Erfahrung aber entstehen aus der Begegnung mit dem Unverfügbaren.

Hartmut Rosa

aus: zum Glück – Eine Liebeserklärung an den Advent
Verlag Andere Zeiten, 2024

Die Kleinigkeiten sind oft die größten Taten

Das Kameralicht spiegelt sich in ihren Brillengläsern. Die Lippen sind rot geschminkt, die weißen Haare sorgfältig frisiert. Die Seniorin spricht im YouTube-Video Französisch:

„Mein Name ist Francis Christophe. Ich wurde am 18. August 1933 geboren. Das war das Jahr der Machtübernahme Hitlers.“ Francine Christophe hält einen gelben Stern in die Kamera, darauf steht „Juif“.

„Sehen Sie. Das ist mein Stern. Acht Jahre war ich alt, als ich ihn tragen musste. Und als ich in Bergen-Belsen war, geschah eine erstaunliche Sache.

Als Kinder von Kriegsgefangenen waren wir privilegiert. Wir durften etwas von zu Hause mitnehmen. Eine kleine Tasche mit zwei oder drei kleinen Sachen. Eine Frau nahm Schokolade mit, eine andere etwas Zucker, eine dritte eine Handvoll Reis. Meine Mutter hatte zwei kleine Stücke Schokolade eingepackt. Sie sagte zu mir: 'Spar dir das für einen Tag auf, an dem es dir richtig schlecht geht und an dem du wirklich Hilfe brauchst. Dann werde ich dir die Schokolade geben und du wirst dich besser fühlen.'

Eine der Frauen, die mit uns eingesperrt waren, war schwanger. Sie war so dünn. Und dann kam der Tag als die Wehen begannen. Sie ging mit meiner Mutter ins Lagerkrankenhaus, denn meine Mutter war Chefin der Baracke. Bevor sie gingen, fragte meine Mutter mich: 'Erinnerst du dich an die Schokolade, die ich für dich aufgehoben habe?' 'Ja, Mama. Ich würde sie gerne der Frau geben. Sie wird eine schwere Geburt haben, vielleicht stirbt sie. Wenn ich ihr die Schokolade gebe – vielleicht hilft es ihr. Ja, Mama, mach das.'

Helene gebar das Baby. Ein kleines, winziges Etwas. Helene aß die Schokolade. Sie starb nicht. Sie kam zurück zu den Baracken.

Vor ein paar Jahren fragte mich meine Tochter: 'Wenn ihr Deportierten nach eurer Haft psychologische Unterstützung bekommen hättet – wäre alles dann vielleicht leichter für euch gewesen?' Ich antwortete: 'Ohne Zweifel. Aber wir hatten sie nicht. Niemand dachte damals an mentale Schäden. Aber du hast mich auf eine Idee gebracht!'

Daraufhin organisierte ich eine Konferenz mit dem Thema *Wenn die Überlebenden der Konzentrationslager 1945 eine therapeutische Beratung gehabt hätten – was wäre dann geschehen?*

Die Veranstaltung zog viele Gäste an. Ältere Überlebende, Historiker und viele Psychologinnen, Psychoanalytiker, Psychotherapeuten.

Auf einmal trat eine Frau ans Podium und sagte: 'Ich lebe in Marseille. Dort bin ich Psychiaterin. Bevor ich meinen Vortrag halte, möchte ich Francine Christophe etwas geben.'

Sie steckte eine Hand in die Tasche und zog ein Stück Schokolade heraus. Sie gab es mir. Und sie sagte: 'Ich bin das Baby.'

*Francine Christophe *18.08.1933*

Zeitzeugin, Videoaufnahme: <https://youtu.be/gXGfngjmwLA>

Quelle: <https://www.flingern.gisa.diakonie-duesseldorf.de/information/acbd3a00-72aa-4e84-8811-39eafb58a204>

Eine wahre Geschichte, ohne Titel

Einmal war ein vierzehnjähriger Junge inhaftiert, der einen unschuldigen Teenager erschossen hatte, um sich in seiner Gang zu beweisen. Bei der Gerichtsverhandlung war die Mutter des Opfers anwesend. Nach der Urteilsverkündung stand sie auf und sagte ganz ruhig zu dem Verurteilten: „Ich bringe dich um“.

Der wegen Mordes verurteilte Junge musste für mehrere Jahre in die Jugendstrafanstalt.

Nach einem halben Jahr begann die Mutter des ermordeten Jugendlichen den Mörder in unregelmäßigen Abständen zu besuchen. Er hatte vor seinem Gefängnisaufenthalt auf der Straße gelebt, und sie war die Einzige, die ihn besuchen kam. Sie sprachen miteinander, und beim Verabschieden gab sie ihm etwas Geld für Zigaretten. Langsam begann sie ihn in immer regelmäßigeren Abständen zu besuchen, brachte Essen und kleinen Geschenke mit.

Gegen Ende seiner dreijährigen Haftstrafe fragte sie ihn, was er nach der Entlassung tun würde. Er wusste es nicht recht, also schlug sie vor, er könne in der Firma eines Bekannten von ihr arbeiten. Schließlich fragte sie, wo er wohnen würde, und da er keine Familie hatte, in die er zurückkehren konnte, bot sie ihm an, er könne vorübergehend das freie Zimmer in ihrer Wohnung benutzen.

Er wohnte acht Monate lang bei ihr, aß ihr Essen und arbeitete in der Firma. Eines Abends bat sie ihn zu einem Gespräch ins Wohnzimmer. Sie setzte sich ihm gegenüber und begann nach einer Weile: „Erinnerst du dich an meine Worte im Gerichtssaal, dass ich dich umbringen würde?“

„Natürlich“ antwortete er, „diesen Moment werde ich nie vergessen“.

„Nun, ich habe Wort gehalten“ fuhr sie fort. „Ich wollte nicht, dass der Junge, der meinen Sohn grundlos umgebracht hatte, am Leben blieb. Er sollte sterben. Deshalb habe ich dich besucht und dich beschenkt. Deshalb habe ich dir Arbeit besorgt und dich hier in meinem Haus wohnen lassen.“

Das hat dich verändert. Und jetzt gibt es diesen alten Jungen nicht mehr.

Da es nun meinen Sohn und seinen Mörder nicht mehr gibt, würde ich gern wissen, ob du hier bleiben möchtest. Es gibt genügend Platz, und wenn du einverstanden bist, werde ich dich adoptieren.“

Und so wurde sie für den Mörder ihres Sohns zu jener Mutter, die er nie gehabt hatte.

Aus: J. Kornfield, „Offen wie der Himmel, weit wie das Meer“

Nur ein Augenblick

Ein Weiser wurde gefragt, wie es gelingen konnte, den Augenblick voll auszukosten, um etwas davon festhalten zu können. Schließlich sei der Augenblick zu wertvoll und unwiederbringlich, als dass man ihn einfach so entschwinden lassen könne.

„Was denkst du“, fragte der Weise den Fragenden, „wenn du versuchst, den Augenblick festzuhalten?“

„Ich denke: **Jetzt!**“, antwortete dieser.

„Und dann?“, fragte der Weise.

„In dem Moment, in dem ich: **Jetzt!** denke, ist er auch schon vorbei und ich habe nichts mehr davon. Festhalten kann ich nichts.“

„Du hast recht“, erwiderte der Weise. „In dem Moment, in dem du: **Jetzt!** denkst, ist das Jetzt schon vorüber. **Jetzt!** sagen nützt gar nichts.“

„Aber was soll ich tun?“ fragte der andere. „Ganz gleich, was ich denke, es ist sofort verflogen.“

„Du täuschst dich“, sagte der Weise. „Ich will dir ein Geheimnis anvertrauen. Versuch es einmal ganz anders: Atme tief ein und tief aus. Höre auf den Schlag deines Herzens. Schau, was **Jetzt!** gerade ist und dann sag ganz einfach und ruhig: **Ja.**

In diesem **Ja** kostest du den gegenwärtigen Augenblick voll aus.

Viele vergangene Augenblicke und viele Augenblicke, die noch kommen werden.

Das **Ja** verfliegt nicht wie das flüchtige **Jetzt!**

Es bleibt bei dir. Das **Ja** ist stärker als die Zeit. Es hat Teil an dem, was nicht vergeht.“

Der Weise lächelte.

„In jedem **Ja** wohnt ein Augenblick Ewigkeit. Du kannst es fühlen!“

(Verfasser unbekannt – Zen-Geschichte)

/ [Weisheitsgeschichten](#)

Das Geschenk eine buddhistische Weisheitsgeschichte

Buddha war gerade dabei, einer Gruppe von Mönchen seine Lehren über Meditation zu vermitteln. Plötzlich trat inmitten der Mönche ein Mann hervor und begann, Buddha wüst zu beschimpfen.

Buddha jedoch ließ sich nicht aus der Ruhe bringen und blieb vollkommen still sitzen und schwieg.

Als der Mann mit seiner Hasstirade fertig war und schließlich verschwand, fragte ein junger Mönch, der durch das Geschehen ziemlich aufgewühlt war und selbst auf den dreisten Mann wütend schien, warum Buddha sich von diesem Fremden einfach beschimpfen ließ.

Buddha antwortete: „Wenn ich dir ein Pferd schenke, aber du es nicht annimmst – wessen Pferd ist es?“

Der Mönch dachte nach und antwortete nach kurzem Zögern: „Wenn ich es nicht akzeptiere, würde es wohl weiterhin deines sein.“

Buddha nickte und erklärte, dass einige Menschen beschlossen, ihre Zeit mit Beleidigungen zu verschwenden.

Wir selbst jedoch können wählen, ob wir diese Beleidigungen annehmen wollen oder nicht – genau wie bei einem Geschenk.

„Wenn du es annimmst, akzeptierst du es. Und wenn nicht, bleibt derjenige, der dich beleidigt, einfach mit einer Beleidigung in der Hand stehen.“

Verfasser unbekannt. Modifiziert von coachinglovers.com.

/ [Weisheitsgeschichten](#)

Ein echter Pädagoge

Ein alter Mann trifft einen jungen Mann, der ihn fragt: „Erinnerst Du Dich an mich?“

Der alte Mann sagt nein. Dann erzählt ihm der junge Mann, dass er sein Schüler war, und der Lehrer fragt: „Was tust Du, was machst du im Leben?“

Der junge Mann antwortet: „Nun, ich bin Lehrer geworden.“

„Aha, wie gut, so wie ich?“ fragt der alte Mann.

„Nun, ja. Tatsächlich bin ich Lehrer geworden, weil Sie mich inspiriert haben, so zu werden wie Sie.“

Der alte Mann ist neugierig geworden und fragt den jungen Mann, wann er beschlossen hat, Lehrer zu werden. Und der junge Mann erzählt ihm die folgende Geschichte:

„Eines Tages kam ein Freund von mir, auch ein Schüler, mit einer schönen neuen Uhr herein, und ich beschloss, dass ich sie haben wollte.

Ich habe sie gestohlen, ich habe sie aus seiner Tasche genommen.

Kurze Zeit später bemerkte mein Freund, dass seine Uhr fehlte und beschwerte sich bei unserem Lehrer, der Sie waren.

Dann haben Sie sich an die Klasse gewandt und gesagt: Die Uhr dieses Schülers wurde heute im Unterricht gestohlen. Wer auch immer sie gestohlen hat, bringt sie bitte zurück.

Ich habe sie nicht zurückgegeben, weil ich es nicht wollte.

Sie schlossen die Tür und sagten, wir sollten alle aufstehen und einen Kreis bilden. Sie wollten unsere Taschen durchsuchen, eine nach der anderen, bis Sie die Uhr gefunden haben.

Sie sagten uns jedoch, wir sollten die Augen schließen, denn Sie würden nur nach der Uhr suchen, wenn wir alle die Augen geschlossen hätten. Wir taten, wie uns geheißen.

Sie gingen von Tasche zu Tasche, und als Sie meine Tasche durchsuchten, fanden Sie die Uhr und nahmen sie an sich. Sie haben die Taschen aller durchsucht, und als Sie fertig waren, sagten Sie: Öffnet eure Augen. Wir haben die Uhr.“

„Sie haben mich nicht verraten und die Episode nie erwähnt. Sie haben nie gesagt, wer die Uhr gestohlen hat. An diesem Tag haben Sie meine Würde für immer gerettet. Es war der beschämendste Tag in meinem Leben. Aber das ist auch der Tag, an dem ich beschlossen habe, kein Dieb, kein schlechter Mensch zu werden.

Sie haben nie etwas gesagt, nicht einmal geschimpft oder mich zur Seite genommen, um mir eine moralische Lektion zu erteilen. Ich habe Ihre Botschaft klar verstanden. Dank Ihnen habe ich verstanden, was ein echter Pädagoge zu tun hat. Erinnern Sie sich an diese Episode?“

Der alte Lehrer antwortete: „Ja, ich erinnere mich an die Situation mit der gestohlenen Uhr, die ich in jedermanns Tasche suchte. An Dich kann ich mich aber nicht erinnern, weil ich beim Suchen auch die Augen geschlossen hatte.“

Das ist die Essenz der Lehre: „Wenn man, um zu korrigieren, demütigen muss, weiß man nicht, wie man lehrt.“

Quelle: @ScienceandNondualityConference – Übersetzt mit DeepL

Alles ist relativ

Albert Einstein zog mit seiner wissenschaftlichen Erkenntnis von einer Universität zur anderen, um seine Theorie zu erläutern. Er wurde stets von seinem Fahrer begleitet, der bei jeder Präsentation in einer Ecke saß, mit seiner Chauffeursmütze in der Hand und so immer wieder seinem Chef bei dessen Vortrag über die Relativitätstheorie zuhörte.

Nachdem er den Vortrag viele Male gehört hatte, kannte er ihn beinahe auswendig. Schließlich sagte der Fahrer zu Einstein: „Ihre Präsentation, Ihr Vortrag und auch Ihre Theorie sind so einfach, dass ich nicht verstehe, warum so viele Menschen hier herkommen und ihr Interesse daran zeigen, warum das Fernsehen da ist und Bilder von Ihnen macht.“ Einstein entgegnete: „Sie glauben also, dass meine Theorie einfach ist?“ „Ja“, sagte sein Fahrer, „sehr einfach sogar. Ich selbst könnte diesen Vortrag halten und Ihre Theorie an der Universität erklären.“ Da sagte Einstein zu ihm: „Gut, das nächste Mal werden wir den Vortrag an der Universität von Utah machen und Sie werden ihn halten.“ „In Ordnung“, meinte der Fahrer. Er trat an besagtem Ort mit seinen Folien für die Leinwand-Projektion an das Rednerpult. Einstein saß in der Ecke und tat so, als ob er der Fahrer sei; er hielt dabei die Mütze seines Fahrers in der Hand. Sein Fahrer hielt einen exzellenten Vortrag. Alle Menschen im Saal applaudierten stürmisch und hielten sich mit Bravorufen nicht zurück. Ein besonders eifriger Student wollte wissen, ob er eine Frage stellen dürfe. Der Fahrer bejahte selbstsicher. Daraufhin stellte der Studiosus eine äußerst knifflige Frage und der Fahrer wusste absolut nicht, was er darauf antworten sollte. Geistesgegenwärtig sagte er schließlich: „Die Antwort auf Ihre Frage ist doch so einfach, dass sogar mein Fahrer sie Ihnen geben kann ...!“

<https://books.google.de/books?id=-MJLEAAQBAJ&printsec=frontcover&hl=de#v=onepage&q&f=false>

Die Leute meines Stammes sind leicht zu erkennen

Sie gehen aufrecht, haben Funken in den Augen und ein Schmunzeln auf den Lippen. Sie halten sich weder für heilig noch erleuchtet.

Sie sind durch ihre eigene Hölle gegangen, haben ihre Schatten und Dämonen angeschaut, angenommen und offenbart.

Sie sind keine Kinder mehr, wissen wohl, was ihnen angetan worden ist, haben ihre Scham und ihre Rage explodieren lassen und dann die Vergangenheit abgelegt, die Nabelschnur abgeschnitten und die Verzeihung ausgesprochen.

Weil sie nichts mehr verbergen wollen, sind sie klar und offen. Weil sie nicht mehr verdrängen müssen, sind sie voller Energie, Neugierde und Begeisterung.

Das Feuer brennt in ihrem Bauch!

Die Leute meines Stammes kennen den wilden Mann und die wilde Frau in sich und haben keine Angst davor.

Sie halten nichts für gegeben und selbstverständlich, prüfen nach, machen ihre eigenen Erfahrungen und folgen ihrer eigenen Intuition.

Männer und Frauen meines Stammes begegnen sich auf der gleichen Ebene, achten und schätzen ihr „Anders“-Sein, konfrontieren sich ohne Bosheit und lieben ohne Rückhalt.

Leute meines Stammes gehen oft nach innen, um sich zu sammeln, Kontakt mit den eigenen Wurzeln aufzunehmen, sich wiederfinden, falls sie sich durch den Rausch das Lebens verloren haben.

Und dann kehren sie gerne zu ihrem Stamm zurück, denn sie mögen teilen und mitteilen, geben und nehmen, schenken und beschenkt werden.

Sie leben Wärme, Geborgenheit und Intimität.

Getrennt fühlen sie sich nicht verloren wie kleine Kinder und können gut damit umgehen.

Sie leiden aber an Isolation und sehnen sich nach ihren Seelenbrüdern und Seelenschwestern.

Die Zeit unserer Begegnung ist gekommen!

Aus den Prophezeiungen der Hopi

Die Kunst der kleinen Schritte (Antoine de Saint-Exupéry)

Ich bitte nicht um Wunder und Visionen, Herr, sondern um Kraft für den Alltag. Lehre mich die Kunst der kleinen Schritte. Mach mich findig und erfinderisch, um im täglichen Vielerlei und Allerlei rechtzeitig meine Erkenntnisse und Erfahrungen zu notieren, von denen ich betroffen bin. Mach mich griffsicher in der richtigen Zeiteinteilung. Schenk mir das Fingerspitzengefühl, um herauszufinden, was erstrangig und was zweitrangig ist. Ich bitte um Kraft und Zucht und Maß, dass ich nicht durch das Leben rutsche, sondern den Tagesablauf vernünftig einteile, auf Lichtblicke und Höhepunkte achte und wenigstens hin und wieder Zeit finde für einen kulturellen Genuss. Lass mich erkennen, dass Träume nicht weiterhelfen, weder über die Vergangenheit noch über die Zukunft. Hilf mir das Nächste so gut wie möglich zu tun und die jetzige Stunde als das Wichtigste zu erkennen. Bewahre mich vor dem naiven Glauben, es müsste im Leben alles glatt gehen. Schenke mir die nüchterne Erkenntnis, dass Schwierigkeiten, Niederlagen, Misserfolge und Rückschläge eine selbstver-

ständliche Zugabe zum Leben sind, durch die wir wachsen und reifen. Erinnere mich daran, dass das Herz oft gegen den Verstand streikt. Schick mir im rechten Augenblick jemand, der den Mut hat, mir die Wahrheit in Liebe zu sagen. Ich möchte Dich und die anderen immer aussprechen lassen. Die Wahrheit sagt man nicht sich selbst, sie wird einem gesagt. Ich weiß, dass viele Probleme sich dadurch lösen, dass man nichts tut, gib, dass ich warten kann. Du weißt, wie sehr wir der Freundschaft bedürfen. Gib, dass ich diesem schönsten, schwierigsten, riskantesten und zartesten Geschäft des Lebens gewachsen bin. Verleihe mir die nötige Phantasie, im rechten Augenblick ein Päckchen mit Güte, mit oder ohne Worte, an der richtigen Stelle abzugeben. Mach aus mir einen Menschen, der einem Schiff mit Tiefgang gleicht, um auch die zu erreichen, die „unten“ sind. Bewahre mich vor der Angst, ich könnte das Leben versäumen, Gib mir nicht, was ich mir wünsche, sondern, was ich brauche. Lehre mich die Kunst der kleinen Schritte.

[http://www.eichenhof-alveslohe.de/dokumente/Die Kunst der kleinen Schritte 2.pdf](http://www.eichenhof-alveslohe.de/dokumente/Die_Kunst_der_kleinen_Schritte_2.pdf)

Steinzeit

„Was machst du da“, fragte der kleine Junge den alten Mann, der auf einer der Bänke saß. Erstaunt sah der Alte den Kleinen an. Versonnen drehte er einen Stein, den er in der Hand hielt, immer wieder herum.

„Ich schaue in die Zeit zurück“, sagte er dann.

„Wie geht das denn“, fragte der Junge, „bist du ein Zeitforscher?“

Der Mann lächelte. „Hm, vielleicht bin ich so etwas Ähnliches. Wer weiß schon genau, was er ist. Klingt aber nicht schlecht: Zeitforscher! Time researchers.“

„Was heißt das denn?“ Der kleine Junge sah dem Alten ins Gesicht.

„Auch Zeitforscher. Gehst du noch nicht in die Schule?“

„Nein“, sagte der Junge, „erst nächstes Jahr. Oma meint, ich soll mich ruhig noch ein bisschen ausruhen, alles andere kommt früh genug.“

„Und deine Eltern? Was sagen die denn dazu?“

„Hab keine mehr. Sind da oben!“

Er zeigt zu den Federwolken hinauf, die ein Muster auf das Coelinblau des Himmels malen.

„Oh!“ Der alte Mann schwieg betroffen. Der Junge sah ihn an: „Ich hab sie ja nicht gekannt. Und ich hab ja meine Oma!“

„Ja, das ist auch gut so. Jeder braucht einen, dem man vertrauen kann, wenn man sich mal allein fühlt. Es ist schlimm, wenn dann keiner da ist. Ich kenne das.“

„Bist du auch allein?“ fragte der Junge.

„Ja, manchmal, aber ich habe ja meine Zeit, mit der ich reden kann!“

Verständnislos sah ihn der Junge an. Der Alte lächelte wieder. Zeigte dann auf den Stein in seiner Hand.

„Siehst du den hier? Der kann mir so viel erzählen. Der wurde geboren, da lebten noch keine Menschen auf dieser Welt.“

Der Kleine lacht herzlich auf. „Aber Steine werden doch nicht geboren, was erzählst du mir da für einen Quatsch.“

Der alte Mann lachte auch leise in sich hinein, meinte dann aber, indem er dem Kind den Stein reichte:

„So, meinst du? – Steine werden auch geboren. Nicht so wie Menschen und Tiere, natürlich nicht. Steine werden aus Feuer und Glut und Magma geboren, die tief unter unseren Füßen im Inneren der Erde wohnen. Wenn diese Glut dann ab und zu an die Oberfläche kommt, wird sie fest und später ist das dann ein Stein. So wie dieser hier!“

Der Junge drehte den Stein hin und her, betrachtete dessen Maserung. „Ich finde, der ist hübsch. Und so glatt, das fühlt sich gut an.“

„Möchtest du ihn haben? Ich schenke ihn dir. Ich habe ihn auch mal geschenkt bekommen, von einer alten Frau, die oben in den Bergen wohnte.“

„Aber, – aber das ist doch dein Stein, mit dem du in die Zeit gucken kannst. Hast du doch gesagt, nicht?“

Der Alte nickte dem Jungen zu, lächelte dann verschmitzt.

„Ach weißt du, ich kenne die Zeit nun schon viele, viele Jahre lang und sie kennt mich auch. Und ich kann jetzt schon alles auswendig. Aber du, du musst sie noch lernen, diese Zeit.“

Der kleine Junge schaute ihn verwirrt an.

„Wie kann man denn Zeit lernen? Das geht doch gar nicht.“

Der alte Mann sah den Kleinen an, fragte dann nochmals: „Nimmst du mein Geschenk an?“ Wortlos nickte der nur mehrmals.

„Gut so“, sagte der Mann. „Du meinst also, Zeit könne man nicht lernen? Oh doch. Ich habe auch gelernt, Zeit zu haben. Weißt du, es ist oft so, – du wirst das noch erfahren – dass man keine Zeit hat. Oder sie läuft einem einfach weg!“

Der kleine Junge nickte bestätigend mit dem Kopf:

„Das sagt Oma auch manchmal: Die Zeit ist mir einfach weggelaufen!“

„Ja, so ist das dann auch.“ Der Alte sprach weiter. „Man kann die Zeit verschlafen. Man kann sie totschiagen!“

Der Junge lachte laut auf. „Oma sagt immer: Zeit ist kostbar!“

„Womit sie auch recht hat“, sagte der alte Herr. „Sie ist wirklich kostbar. Man sollte sie auch nicht einfach vertreiben. Weißt du, manche sagen, sie müssten sich die Zeit vertreiben!“

Der Kleine nickte. „Hab ich auch schon gehört. Zeitvertreib!“

Der Alte bejahte. „Ja, genau, man vertreibt sich die Zeit. Und dann tut die genau das, sie lässt sich vertreiben, und plötzlich ist sie weg! Ganz einfach weg, weil man sie vertrieben hat. Ist das nicht schlimm?“

Fragend schaute der Alte den Jungen an.

„Ich glaube schon, dass das schlimm ist. Und dann? Kriegt man die wieder?“

„Nein, niemals.“

Der Alte sagt das mit einer bestürzenden Bestimmtheit:

„Nein, verlorene Zeit bekommt man nicht zurück. Die ist dann weg. Und dann hat man keine Zeit mehr, keine Zeit mehr, all das zu tun, was man früher gern gewollt hat, doch man hatte ja damals auch keine Zeit! Und später dann, wenn man, so wie ich jetzt, Zeit hätte, ist keine mehr da! Weil sie aufgebraucht ist, die Zeit. Deshalb musst du unbedingt **Zeit lernen**, mein Junge, denn sie ist kostbar, wie deine Oma sagt. Nimm dir Zeit, wann immer du sie brauchst und lass dich nicht von ihr hetzen. Denk immer an den Stein in deiner Hand!“

Der Alte erhob sich von der Parkbank, nahm seinen Gehstock, streichelte dem Jungen noch einmal übers Haar und ging dann langsamen Schrittes den Weg entlang.

Der Kleine sah ihm lange hinterher, flüsterte dann leise:

„Tschüss, lass dir Zeit Opa!“

Autor: Horst Lux, Website www.dichterpark.de

DER ERSTE FRIEDE

Der **erste Friede**, der wichtigste, ist der,
welcher in die Seele des Menschen einzieht,
wenn die Menschen ihre Verwandtschaft,
ihre Harmonie mit dem Universum einsehen
und wissen, dass im Mittelpunkt der Welt
das große Geheimnis wohnt.
Und dass diese Mitte tatsächlich überall ist,
sie ist in jedem von uns.

Dies ist der wirkliche Friede.
Alle anderen sind lediglich Spiegelungen davon.

Der **zweite Friede** ist der,
welcher zwischen Einzelnen geschlossen wird.
Und der **dritte Friede** ist der zwischen den Völkern.

Doch vor allem sollt ihr sehen,
dass es nie Frieden zwischen Völkern geben kann,
wenn nicht der erste Friede vorhanden ist,
welcher innerhalb der Menschenseelen wohnt.

Black Elk, Medizinmann der Oglala-Lakota-Indianer, 1932

Der Esel im Brunnen

Eines Tages fiel der Esel eines armen Bauern in einen alten, ausgetrockneten Brunnen. Der Esel schrie fürchterlich, aber dem Bauern und seinen Nachbarn gelang es nicht, das Tier aus dem tiefen Schacht herauszuziehen, so ausdauernd sie es auch versuchten. Schließlich beschloss der Bauer schweren Herzens, den Esel sterben zu lassen.

Da der Schacht ohnehin zugeschüttet werden sollte, schaufelten die Männer Sand und Schutt in den Brunnen, um den alten Esel gleich im Schacht zu begraben. Als der Esel spürte, was mit ihm geschehen sollte, schrie er noch lauter als zuvor. Nach einiger Zeit wurde es jedoch still im Brunnenschacht. Die Männer schaufelten still weiter. Schließlich wagte es der Bauer, in das zukünftige Grab des armen Esels hinabzusehen.

Er staunte nicht schlecht, denn der Esel hatte etwas Erstaunliches getan. Jede Schaufel voll Dreck, die auf seinem Fell landete, hatte er abgeschüttelt, festgetrampelt und war auf diese Weise langsam immer höher gekommen. Als die Männer weiterschaufelten, war der Boden im Brunnen nach kurzer Zeit hoch genug, dass der Esel aus eigener Kraft aus dem Loch heraussteigen konnte. Der Esel machte einen kleinen Sprung und war aus seinem Grab befreit. Nach kurzem Zögern lief das Tier dann gemütlich auf seine Wiese zurück.

Internetfund: http://www.engelbrecht-media.de/s_der_esel_im_brunnen.html

Das Kind in Dir

Als Du noch klein warst, war niemand da,
Dich zu beschützen vor der Gefahr,
Und Du hast damals Dir geschworen,
Niemals mehr tut man Dir was an,
Und Du hast Mauern aufgezogen.
So leicht kommt niemand mehr
An Dich ran.

Das Kind in Dir öffnet die Türen.
Es will nicht mehr im Dunkeln steh'n.
Das Kind in Dir wird Dich zu
Deinen Träumen führen.
Es weiß den Weg, den Du nicht siehst.

Die alten Mauern sind heute noch da,
Wenn Du Dich klein fühlst,
Sind sie gleich da.
Und Du glaubst, dass man Dich verletzt.
Dabei ist gestern doch nicht jetzt.
Das Kind in Dir sagt, lass mich frei.
Die alten Zeiten sind vorbei.

Das Kind in Dir, das will erwachen.
Es weiß um Deine Ängste nicht.
Das Kind in Dir,
Das kann noch weinen, kann noch lachen.
Es weiß den Weg, den Du nicht siehst.

Das Kind in Dir, das will nach Hause.
Es ist zu Haus allein bei Dir.
Das Kind in Dir, das will bei Dir sein,
Es ist schon viel, viel zu lang allein.

Quelle: <https://www.flashlyrics.com/lyrics/gila-antara/das-kind-in-dir-93>

Traurigkeit und Wut

In einem zauberhaften Königreich, das der Mensch niemals betreten wird oder das er womöglich ständig durchquert, ohne sich dessen bewusst zu sein ...
in einem Zauberkönigreich, wo die unsichtbaren Dinge wieder Gestalt annehmen

...

war einmal ein wunderbarer kleiner See. Es war eine Lagune von glasklarem Wasser, in dem sich tausenderlei Grüntöne spiegelten, und Fische schwammen darin in allen Farben dieser Welt. In diesem klaren Zaubersee wollten die Traurigkeit und die Wut in stiller Eintracht ein Bad nehmen. Die beiden legten ihre Anzüge ab und stiegen nackt ins Wasser.

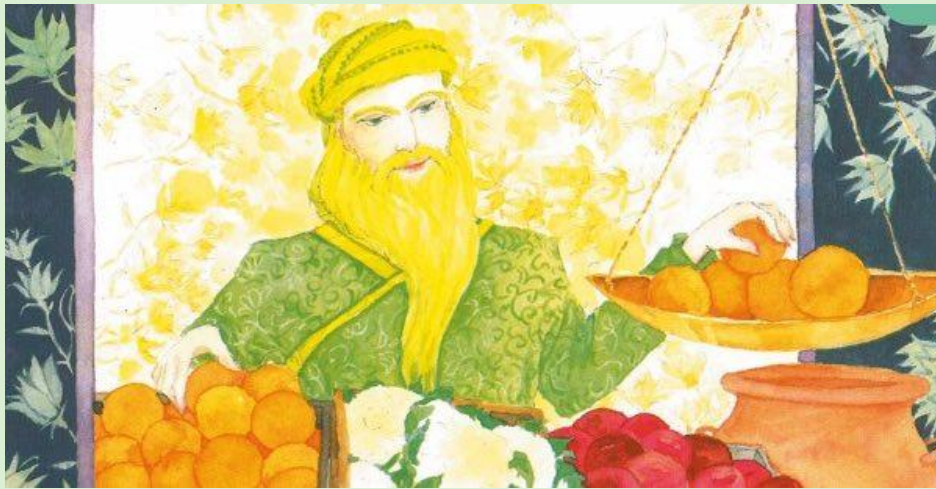
Die Wut, die es – wie immer – grundlos eilig hatte, nahm ein schnelles Bad, und genauso schnell war sie dem Wasser auch schon wieder entstiegen. Doch die Wut ist blind, zumindest weiß sie sich in der Realität nicht so gut zurechtzufinden, also zog sie, splitternackt und in Eile, beim Herauskommen den erstbesten Anzug an, den sie zu fassen bekam. So geschah es, dass sie nicht in ihren eigenen, sondern in den Anzug der Traurigkeit geschlüpft war. Und als Traurigkeit verkleidet, ging die Wut davon.

In aller Ruhe und Bedächtigkeit, bereit, wo sie sich gerade aufhielt, auch ein wenig zu verweilen, beendete die Traurigkeit ihr Bad, und ohne auch nur einen Gedanken an die vergangene Zeit zu verschwenden, stieg sie langsam und behäbig aus dem Wasser. Am Ufer bemerkte sie, dass ihre Kleider nicht mehr da waren. Wie wir alle wissen, gibt es kaum etwas, das der Traurigkeit unangenehmer wäre als ihre Blöße. Also zog sie die einzigen Kleider an, die sie finden konnte – den Anzug der Wut.

Man erzählt sich, dass man seitdem manchmal auf eine blinde, grausame, furchtbare und hemmungslose Wut stößt. Aber nimmt man sich die Zeit und schaut etwas genauer hin, so wird man bemerken, dass diese Wut nur eine Verkleidung ist und dass sich hinter dieser Verkleidung in Wahrheit die Traurigkeit verbirgt.

von Jorge Bucay aus "Geschichten zum Nachdenken"

Die Geschichte eines Suchenden – Mojud



*Die Geschichte eines Suchers, der alles verlässt und sich in den Fluss des Lebens wirft, ohne zu wissen, ob er gerettet wird.
Eine Sufi Geschichte, wie sie jedem Sucher geschieht.*

Es war einmal ein Mann namens Mojud.

Er lebte in einer Stadt, wo er den Posten eines kleinen Beamten innehatte, und es schien ganz so, als würde er das Ende seiner Tage als Inspektor für Maße und Gewichte verbringen.

Eines Tages, als er durch die Gärten eines alten Anwesens, unweit seines Hauses spazierte, erschien ihm Khidr, der geheimnisvolle Meister der Sufis – in schimmerndes Grün gehüllt.

Die Stimme des Herzens ruft

Khidr sagte: „Verheißungsvoller Mensch! Gib deine Arbeit auf und triff mich in drei Tagen unten am Fluss.“ Daraufhin verschwand er.

Voller Beklommenheit ging Mojud zu seinem Vorgesetzten und sagte, er müsse gehen. Schon bald wusste die ganze Stadt davon und alle sagten: „Armer Mojud. Er muss verrückt sein“.

Weil sich aber viele Bewerber für seine Stelle meldeten, hatten sie ihn schon bald vergessen.

Sich in den Fluss des Lebens werfen

Am verabredeten Tag traf sich Mojud mit Khidr, der zu ihm sagte: „Zerreiße deine Kleider und springe in den Fluss. Vielleicht wird dich jemand retten.“

Mojud tat wie ihm geheißen, obgleich auch er sich fragte, ob er nicht verrückt geworden sei. Weil er aber schwimmen konnte, ertrank er nicht, sondern trieb lange dahin bis ihn schließlich ein Fischer in sein Boot zog und meinte: „Du Narr! Die Strömung ist so stark. Was machst du da?“

Mojud sagte: „Ich weiß es nicht.“

„Du bist verrückt, aber ich will dir Unterschlupf in meiner Hütte gewähren“, sagte der Fischer.

Als er herausfand, dass Mojud gebildet war, lernte er von ihm lesen und schreiben. Dafür bekam Mojud sein Essen und half dem Fischer bei der Arbeit.

Ein neuer Schritt in die Ungewissheit – mit gestärktem Vertrauen

Nach ein paar Monaten erschien Khidr von Neuem, diesmal am Fußende von Mojuds Bett, und sagte: „Steh jetzt auf und verlasse den Fischer. Es wird für dich gesorgt werden.“

Mojud verließ sofort die Hütte. Als Fischer verkleidet wanderte er umher, bis er zu einer Landstraße gelangte.

Als der Morgen dämmerte sah er einen Bauern auf einem Esel, der zum Markt unterwegs war. „Suchst du Arbeit?“ fragte der Bauer, „Ich brauche jemanden der mir hilft, ein paar Einkäufe nach Hause zu tragen.“

Mojud folgte dem Bauern. Er arbeitete fast zwei Jahre lang für ihn, lernte eine Menge über Landwirtschaft, aber sonst nicht viel.

Eines Nachmittags, als er gerade Wolle bündelte, erschien ihm Khidr und sagte: „Gib diese Arbeit auf, geh zur Stadt Mosul und verwende deine Ersparnisse, um Fellhändler zu werden.“

Mojud gehorchte.

Manchmal ist die leise Stimme des Herzens lange still

In Mosul wurde er als Fellhändler bekannt und sah Khidr in den drei Jahren, in denen er seine Geschäfte betrieb, nicht wieder. Er hatte inzwischen schon ein schönes Sömmchen gespart und dachte daran, sich ein Haus zu kaufen.

Da erschien Khidr und sagte: „Gib mir das Geld, verlasse die Stadt, geh ins ferne Samarkand und verdinge dich dort bei einem Krämer.“

Mojud tat wie ihm geheißen.

Bald darauf zeigten sich bei ihm untrügliche Anzeichen von Erleuchtung.

Er heilte Kranke, stand in seiner freien Zeit im Laden und sein Wissen um die Mysterien vertiefte sich immer mehr.

Der Weg eines Suchers ist unspektakulär

Priester, Philosophen und andere Leute besuchten ihn und fragten: „Bei wem hast du studiert?“

„Das ist schwer zu sagen“, sagte Mojud.

Seine Schüler fragten: „Wie hast du deine Laufbahn angefangen?“

Er sagte: „Als kleiner Beamter“.

„Und du gabst deinen Posten auf, um dich der Selbstkasteiung hinzugeben?“

„Nein, ich gab ihn einfach auf.“

Sie verstanden ihn nicht. Leute kamen zu ihm und wollten seine Lebensgeschichte aufschreiben.

„Was hast du in deinem Leben getan.“ fragten sie.

„Ich sprang in einen Fluss, wurde Fischer, verließ dann aber die Hütte mitten in der Nacht und arbeitete als Knecht bei einem Bauern. Ich bündelte gerade Wolle, als alles wieder anders wurde und ich nach Mosul ging, um Fellhändler zu werden. Dort sparte ich etwas Geld, gab es aber wieder weg. Dann wanderte ich nach Samarkand, wo ich für einen Krämer arbeitete. Und da bin ich jetzt.“

Das unerklärliche Leben eines Suchers

Und so erstellten die Biographen für Mojud eine wunderbare und aufregende Geschichte – denn alle Heiligen müssen ihre Geschichte haben und die Geschichte muss sich nach dem Geschmack der Zuhörer richten, nicht nach dem wirklichen Leben.

Denn niemand darf unmittelbar von Khidr sprechen. Darum ist diese Geschichte auch nicht wahr.

Sie ist das Gleichnis eines Lebens. Dies ist das wahre Leben eines der größten Sufis.“

Auszug aus: Mojud, der Mann mit dem unerklärlichen Leben

Geschichte des Monats August 2023

Charlie Chaplin **Als ich mich selbst zu lieben begann**

Als ich mich selbst zu lieben begann,

konnte ich erkennen, dass emotionaler Schmerz und Leid nur Warnungen für mich sind, gegen meine eigene Wahrheit zu leben.

Heute weiß ich: Das nennt man AUTHENTISCH SEIN.

Als ich mich selbst zu lieben begann,

verstand ich, wie sehr es jemanden beeinträchtigen kann, wenn ich versuche, diesem Menschen meine Wünsche aufzuzwingen, auch wenn ich eigentlich weiß, dass der Zeitpunkt nicht stimmt und dieser Mensch nicht dazu bereit ist – und das gilt auch, wenn dieser Mensch ich selber bin.

Heute weiß ich: Das nennt man RESPEKT.

Als ich mich selbst zu lieben begann,

habe ich aufgehört, mich nach einem anderen Leben zu sehnen und konnte sehen, dass alles um mich herum eine Aufforderung zum Wachsen war.

Heute weiß ich, das nennt man REIFE.

Als ich mich selbst zu lieben begann,

habe ich verstanden, dass ich immer und bei jeder Gelegenheit, zur richtigen Zeit am richtigen Ort bin und dass alles, was geschieht, richtig ist – von da an konnte ich gelassen sein.

Heute weiß ich: Das nennt man SELBSTVERTRAUEN.

Als ich mich selbst zu lieben begann,

habe ich aufgehört, mich meiner freien Zeit zu berauben, und ich habe aufgehört, weiter grandiose Projekte für die Zukunft zu entwerfen. Heute mache ich nur das, was mir Spaß und Freude macht, was ich liebe und was mein Herz zum Lachen bringt, auf meine eigene Art und Weise und in meinem Tempo. Heute weiß ich, das nennt man EINFACHHEIT.

Als ich mich selbst zu lieben begann,

habe ich mich von allem befreit, was nicht gesund für mich war, von Speisen, Menschen, Dingen, Situationen und von Allem, das mich immer wieder hinunterzog, weg von mir selbst. Anfangs nannte ich das „Gesunden Egoismus“, aber heute weiß ich, das ist SELBSTLIEBE.

Als ich mich selbst zu lieben begann,

habe ich aufgehört, immer recht haben zu wollen, so habe ich mich weniger geirrt.

Heute habe ich erkannt: das nennt man BEScheidenheit.

Als ich mich selbst zu lieben begann,

habe ich mich geweigert, weiter in der Vergangenheit zu leben und mich um meine Zukunft zu sorgen. Jetzt lebe ich nur noch in diesem Augenblick, wo ALLES stattfindet, so lebe ich heute jeden Tag und nenne es ERFÜLLUNG.

Als ich mich zu lieben begann,

da erkannte ich, dass mich mein Denken armselig und krank machen kann. Doch als ich es mit meinem Herzen verbunden hatte, wurde mein Verstand ein wertvoller Verbündeter.

Diese Verbindung nenne ich heute WEISHEIT DES HERZENS.

Wir brauchen uns nicht weiter vor Auseinandersetzungen, Konflikten und Problemen mit uns selbst und anderen fürchten, denn sogar Sterne knallen manchmal aufeinander, und es entstehen neue Welten.

Heute weiß ich: **DAS IST DAS LEBEN !**

Desiderata

Geh deinen Weg ohne Eile und Hast, und suche den Frieden in dir selbst.

Wenn es dir möglich ist, versuche den anderen zu verstehen.

Sag ihm die Wahrheit, ruhig und besonnen.

Höre ihm zu, auch wenn er gleichgültig und unwissend ist, denn auch er hat seine Sorgen. Egal, ob er noch jung und aggressiv oder ob er schon alt und müde ist.

Wenn du Dich mit all den anderen vergleichst, wirst du feststellen, du lebst unter Menschen, die entweder größer oder kleiner, besser oder schlechter sind als du selbst.

Sei stolz auf deinen Erfolg und denke auch an deine Karriere.

Aber bleibe bescheiden, denn das Schicksal kann sich jederzeit wenden.

Sei vorsichtig in deinen Geschäften, denn die Welt ist voller List und Tücke.

Aber lass dich trotz allem nicht von deinem Weg ablenken.

Viele Leute reden von hohen Idealen, und überall wird Heldenmut angepriesen.

Bleibe du selber und heuchle nicht Mitgefühl.

Steh der Liebe nicht zynisch gegenüber, denn sie ist das Einzige, was wahr und unvergänglich ist.

Sei dankbar über jedes Jahr, das du erleben darfst, auch wenn mit jedem Tag ein Stück deiner Jugend entwindet.

Bereite dich auf den Augenblick vor, an dem etwas Unvorhergesehenes in dein Leben tritt, aber zerstöre dich selbst nicht aus Angst vor der Einsamkeit.

Sei immer so, dass du vor dir selbst bestehen kannst.

Du hast ein Recht auf der Welt zu sein, genau wie die Blume, die blüht, und wie ein Stern in der Nacht.

Doch auf dieser Welt lebst du nicht allein. Hast du schon irgendwann einmal darüber nachgedacht?

Darum schließe Frieden mit Gott, wo immer er dir auch begegnet.

Ganz gleich, was das Leben dir auch an Schwierigkeiten auferlegt.

Lass nicht durch Lug und Trug deine Ideale zerbrechen.

Die Welt ist immer noch schön.

Versuche, auf ihr zu leben und glücklich zu werden.

Diese Zeilen stammen aus der Feder des Amerikaners Max Ehrmann (1872 - 1945)

Erweise dich als Schale, nicht als Kanal

aus einem Brief von Bernhard von Clairvaux (1090 - 1153)

Wenn du vernünftig bist, erweise dich als Schale, nicht als Kanal,
der fast gleichzeitig empfängt und weitergibt,
während jene wartet, bis sie gefüllt ist.
Auf diese Weise gibt sie das, was bei ihr überfließt,
ohne eigenen Schaden weiter, denn sie weiß,
dass der verflucht ist, der seinen Teil verringert...

Wir haben heutzutage viele Kanäle (in der Kirche),
aber sehr wenige Schalen.
Diejenigen, durch die uns die himmlischen Ströme zufließen,
haben eine so große Liebe, DASS SIE LIEBER AUSGIESSEN WOLLEN ALS
DASS IHNEN EINGEGOSSEN WIRD,
DASS SIE LIEBER SPRECHEN ALS HÖREN,
DASS SIE BEREIT SIND ZU LEHREN; WAS SIE NICHT GELERNT HABEN
UND SICH ALS VORSTEHER ÜBER DIE ANDEREN AUFSPIELEN
WÄHREND SIE SICH NICHT REGIEREN KÖNNEN.

Lerne auch du, nur aus der Fülle auszugießen,
und habe nicht den Wunsch, freigebiger als Gott zu sein.
Die Schale ahmt die Quelle nach.
Erst wenn sie mit Wasser gesättigt ist, strömt sie zum Fluss, wird sie zur See.
Die Schale schämt sich nicht, nicht überströmender zu sein als die Quelle...
Du tue das Gleiche!

ZUERST ANFÜLLEN UND DANN AUSGIESSEN.
Die gütige und kluge Liebe ist gewohnt überzuströmen, nicht auszuströmen... Ich
möchte nicht reich werden, wenn du dabei leer wirst.
WENN DU NÄMLICH MIT DIR SELBST SCHLECHT UMGEHST, WEM BIST DU
GUT? WENN DU KANNST; HILF MIR AUS DER FÜLLE, WENN NICHT;
SCHONE DICH.

Verfasser: Bernhard von Clairvaux (1090 - 1153)

Das Geheimnis der Zufriedenheit

Es kamen einmal ein paar Suchende zu einem alten Zenmeister.

„Herr“, fragten sie „was tust du, um glücklich und zufrieden zu sein? Wir wären auch gerne so glücklich wie du.“

Der Alte antwortete mit mildem Lächeln: „Wenn ich liege, dann liege ich. Wenn ich aufstehe, dann stehe ich auf. Wenn ich gehe, dann gehe ich und wenn ich esse, dann esse ich.“

Die Fragenden schauten etwas betreten in die Runde. Einer platzte heraus: „Bitte, treibe keinen Spott mit uns. Was du sagst, tun wir auch. Wir schlafen, essen und gehen. Aber wir sind nicht glücklich. Was ist also dein Geheimnis?“

Es kam die gleiche Antwort: „Wenn ich liege, dann liege ich. Wenn ich aufstehe, dann stehe ich auf. Wenn ich gehe, dann gehe ist und wenn ich esse, dann esse ich.“

Die Unruhe und den Unmut der Suchenden spürend fügte der Meister nach einer Weile hinzu: „Sicher liegt auch Ihr und Ihr geht auch und Ihr esst. Aber während Ihr liegt, denkt Ihr schon ans Aufstehen. Während Ihr aufsteht, überlegt Ihr wohin Ihr geht und während Ihr geht, fragt Ihr Euch, was Ihr essen werdet. So sind Eure Gedanken ständig woanders und nicht da, wo Ihr gerade seid. In dem Schnittpunkt zwischen Vergangenheit und Zukunft findet das eigentliche Leben statt. Lasst Euch auf diesen nicht messbaren Augenblick ganz ein und Ihr habt die Chance, wirklich glücklich und zufrieden zu sein.“

Verfasser unbekannt

Wer weiß..., wer weiß, wozu es gut ist?

Ein alter Mann lebte zusammen mit seinem einzigen Sohn auf einer kleinen Farm. Sie besaßen nur ein Pferd, mit dem sie die Felder bestellen konnten und kamen gerade so über die Runden.

Eines Tages lief das Pferd davon. Die Leute im Dorf kamen zu dem alten Mann und riefen „Oh, was für ein schreckliches Unglück!“ Der alte Mann erwiderte aber mit ruhiger Stimme: „Wer weiß..., wer weiß schon, wozu es gut ist?“

Eine Woche später kam das Pferd zurück und führte eine ganze Herde wunderschöner Wildpferde mit auf die Koppel. Wieder kamen die Leute aus dem Dorf: „Was für ein unglaubliches Glück!“ Doch der alte Mann sagte wieder: „Wer weiß..., wer weiß schon, wozu es gut ist?“

In der nächsten Woche machte sich der Sohn daran, eines der wilden Pferde einzureiten. Er wurde aber abgeworfen und brach sich ein Bein. Nun musste der alte Mann die Feldarbeit allein bewältigen. Und die Leute aus dem Dorf sagten zu ihm: „Was für ein schlimmes Unglück!“ Die Antwort des alten Mannes war wieder: „Wer weiß..., wer weiß schon, wozu es gut ist?“

In den nächsten Tagen brach ein Krieg mit dem Nachbarland aus. Die Soldaten der Armee kamen in das Dorf, um alle kriegsfähigen Männer einzuziehen. Alle jungen Männer des Dorfes mussten an die Front und viele von ihnen starben. Der Sohn des alten Mannes aber konnte mit seinem gebrochenen Bein zu Hause bleiben.

„Wer weiß..., wer weiß, wozu es gut ist?“

Verfasser unbekannt

Die Geschichte vom Vater, seinem Sohn und dem Esel

Eines Tages wollten ein Vater und sein Sohn ihren Esel zum Markt bringen. Der Vater ritt auf dem Esel, den der Sohn führte.

Sie waren noch nicht weit gekommen, als ihnen ein Bauer begegnete und dem Vater zurief: *„Der arme Junge! Wie kannst du als Erwachsener dieses Kind mit seinen kurzen Beinchen so quälen! Schäm dich, du Egoist!“*

„Eigentlich hat er recht“, dachte der Vater, stieg ab und ließ den Jungen aufsitzen.

Nun schritt der Vater voran und führte den Esel.

Nach kurzer Zeit trafen sie ein altes Mütterchen, das seine Stimme erhob:

„So eine Unverfrorenheit! Da sitzt der junge Bengel auf dem Esel und lässt seinen alten Vater nebenher laufen!“

Der Junge nahm sich den Vorwurf sehr zu Herzen und bat seinen Vater, mit auf den Esel zu steigen. So ritten sie eine Weile gemeinsam auf dem Tier, bis ein Fußgänger entsetzt schrie:

„Was für eine Tierquälerei! Da reiten zwei Nichtsnutze dem armen Tier den Rücken durch! Der Esel wird bald eingehen, wenn ihr ihn nicht schont!“

Nun war guter Rat teuer! So beschlossen Vater und Sohn, den Esel zu tragen, damit er sich nach der großen Anstrengung wieder erholen konnte.

Nachdem sie ihn einige Kilometer weit getragen hatten, gelangten sie endlich zum Markt. Dort brach ein lautes Gelächter aus.

„So etwas Dummes haben wir noch nicht gesehen! Wozu tragt ihr den Esel spazieren, wenn er nichts leistet und keinen von euch trägt?“ wollten die Leute wissen.

„Führt den Esel doch am Halfter hinter euch!“ rieten die einen,

„Sie können doch auch beide darauf reiten!“ riefen die anderen.

„Nein, das hält der Esel nicht durch, aber den Vater allein wird er wohl tragen können.“

„Und das arme Kind soll sich wohl die Beine aus dem Leib laufen? Nein, das Kind muss reiten, der Vater ist doch viel kräftiger.“

Und so nahm die Diskussion kein Ende. Jeder wusste es besser, was zu tun wäre.

Der Vater blickte nachdenklich auf seinen Sohn und sprach:

„Es ist offensichtlich egal, was wir machen. Es wird immer jemanden geben, dem es nicht gefällt. Wir sollten das tun, was wir für richtig halten!“

Quelle und Autor unbekannt

**Wann wird man unsere Kinder
in der Schule lehren, was sie selbst sind?**

Wann wird man unsere Kinder
in der Schule lehren, was sie selbst sind?
Jedem dieser Kinder sollte man sagen:
Weißt du, was du bist?
Du bist ein Wunder!
Du bist einmalig!
Auf der ganzen Welt gibt es kein zweites Kind,
das genauso ist wie du.
Und Millionen von Jahren sind vergangen,
ohne dass es je ein Kind gegeben hätte wie dich.
Schau deinen Körper an, welch ein Wunder!
Deine Beine, deine Arme, deine geschickten Finger,
deinen Gang.
Aus dir kann ein Shakespeare werden,
ein Michelangelo, ein Beethoven.
Es gibt nichts, was du nicht werden könntest.
Jawohl, du bist ein Wunder.
Und wenn du erwachsen sein wirst,
kannst du dann einem anderen wehe tun, der,
wie du selbst,
auch ein Wunder ist?

(Pablo Casals)

Das Auge

Das Auge sagte eines Tages: „Ich sehe hinter diesen Tälern im blauen Dunst einen Berg. Ist er nicht wunderschön?“

Das Ohr lauschte und sagte nach einer Weile: „Wo ist der Berg? Ich höre keinen!“

Darauf sagte die Hand: „Ich versuche vergeblich, ihn zu greifen. Ich finde keinen Berg!“

Die Nase sagte: „Ich rieche nichts. Da ist kein Berg!“

Da wandte sich das Auge in eine andere Richtung.
Die anderen diskutierten weiter über diese merkwürdige Täuschung und kamen zu dem Schluss: „Mit dem Auge stimmt etwas nicht!“

Khalil Gibran *Der Narr*

Die Geschichte vom stolzen Samurai und dem Zen-Mönch

Ein großer, starker Samurai-Krieger besuchte einmal einen kleinen Mönch.
„Mönch!“, sagte er mit einer Stimme, die an Gehorsam gewöhnt war, „lehre mich über Himmel und Hölle!“

Der Mönch sah zu dem mächtigen Krieger auf und antwortete mit äußerstem Missfallen:
„Dich über Himmel und Hölle belehren? Ich könnte dir nichts beibringen. Du bist dumm. Du bist schmutzig. Du bist eine Schande und eine Beleidigung der Samurai. Geh mir aus den Augen. Ich kann dich nicht ausstehen.“

Der Samurai war rasend. Er zitterte, wurde rot im Gesicht und sprachlos vor Wut. Er zog sein Schwert und erhob es über sich, um den Mönch zu erschlagen.

Da lächelte der Mönch und sagte: „Hier öffnet das Tor zur Hölle.“

Der Samurai war überwältigt von dieser Antwort. Der kleine Mann hätte gerade fast sein Leben geopfert, um ihn zu dieser Erkenntnis zu führen.

Jetzt nahm er die Wärme und das Mitgefühl des Mönchs wahr. Er verstand die Lehre, und erfüllt von Dankbarkeit, senkte er sein Schwert.

„Und hier öffnet sich das Tor zum Himmel“, sagt der Mönch sanft.

*Zwischen Reiz und Reaktion liegt ein Raum.
In diesem Raum liegt unsere Macht zur Wahl unserer Reaktion.
In unserer Reaktion liegen unsere Entwicklung und unsere Freiheit.
(Viktor Frankl)*

Unsere größte Angst

... ist nicht, unzulänglich zu sein

Unsere größte Angst ist nicht, unzulänglich zu sein.
Unsere größte Angst ist, grenzenlos mächtig zu sein.
Unser Licht, nicht unsere Dunkelheit, ängstigt uns am meisten.
Wir fragen uns: Wer bin ich denn, dass ich so brillant sein soll?
Aber wer bist du, es nicht zu sein?
Du bist ein Kind Gottes.
Es dient der Welt nicht, wenn du dich klein machst.
Sich klein zu machen, nur damit sich andere um dich herum nicht unsicher fühlen,
hat nichts Erleuchtetes.
Wir wurden geboren, um die Herrlichkeit Gottes, der in uns ist, zu manifestieren.
Er ist nicht nur in einigen von uns, er ist in jedem Einzelnen.
Und wenn wir unser Licht scheinen lassen,
geben wir damit unbewusst anderen die Erlaubnis, es auch zu tun.
Wenn wir von unserer eigenen Angst befreit sind,
befreit unsere Gegenwart automatisch die anderen.

aus: Marianne Williamson „A Return To Love“

zitiert von Nelson Mandela

in seiner Antrittsrede zum Präsidenten von Südafrika im Jahre 1994

Füreinander

Ein Professor gab jedem seiner Schüler einen Luftballon mit der Aufgabe, ihn aufzublasen, mit dem eigenen Namen zu versehen und in den Flur hinauszuerwerfen. Dann lief er kreuz und quer durch das Ballonfeld, um sie gut durcheinander zu mischen. Anschließend sagte er verschmitzt: „Ihr habt nun zwei Minuten Zeit, um euren eigenen Luftballon zu finden.“

Trotz hektischer und leidenschaftlicher Suche hatte niemand nach zwei Minuten seinen eigenen Ballon gefunden.

Der Professor lächelte und sagte zu den Schülern, dass nun jeder den Ballon nehmen soll, der in seiner Nähe liegt und ihn der Person, deren Name darauf steht, übergeben soll.

Es dauerte keine zwei Minuten, da hatte jeder seinen eigenen Ballon in der Hand. Nun sprach der Professor:

„Diese Ballons sind wie das Leben selbst. Wenn jeder nur sein eigenes Glück sucht, werden die Wenigsten es finden. Aber wenn wir nicht nur an uns selbst denken, sondern uns das Glück anderer Menschen ebenfalls am Herzen liegt und wir füreinander sorgen, ist die Chance, dass jeder das bekommt, was ihn zufrieden und glücklich macht, viel größer.“

„DAS GANZE IST MEHR ALS DIE SUMME SEINER TEILE“ (*Aristoteles*)

Geschichte des Monats August 2022

Wenn mein Großvater uns besuchen kam ...

Wenn mein Großvater uns besuchen kam, brachte er mir oft ein Geschenk mit. Diese Geschenke gehörten aber nicht zu der Sorte von Dingen, die ich von anderen Menschen erhielt: Puppen, Bücher und Stofftiere. Meine Puppen und Stofftiere sind schon seit über einem halben Jahrhundert verschwunden, aber viele der Geschenke meines Großvaters begleiten mich noch heute.

Einmal brachte er mir einen kleinen Pappbecher mit. Ich schaute hinein, erwartete irgendeine Überraschung. Er war voller Erde. Ich durfte nicht mit „Schmutz“ spielen und sagte ihm das – enttäuscht. Er lächelte mich liebevoll an. Dann nahm er den kleinen Teekessel aus meiner Puppenstube und ging mit mir in die Küche, um ihn mit Wasser zu füllen. Zurück im Kinderzimmer stellte er den Pappbecher auf das Fensterbrett und händigte mir den Teekessel aus.

„Wenn Du versprichst, jeden Tag etwas Wasser in den Becher zu gießen, dann wird vielleicht etwas geschehen“, sagte er mir.

Damals war ich vier Jahre alt, und mein Kinderzimmer befand sich im sechsten Stock eines Mietshauses in Manhattan. Ich wusste nicht, wozu das mit dem Wasser gut sein sollte, und schaute ihn zweifelnd an. Er nickte mir aufmunternd zu. „Jeden Tag, Neshume-le“, betonte er.

Also versprach ich es ihm. Zuerst machte es mir nichts aus, seiner Aufforderung nachzukommen, denn ich war neugierig zu sehen, was geschehen würde. Aber als Tage vergingen, ohne dass sich irgendetwas tat, fiel es mir immer schwerer, daran zu denken, Wasser in den Becher zu gießen.

Nach einer Woche fragte ich meinen Großvater, ob es jetzt nicht langsam genug sei. Doch er schüttelte den Kopf und sagte: „Jeden Tag, Neshume-le.“

Eine zweite Woche weiterzumachen, erwies sich als noch schwerer, und ich bedauerte langsam, versprochen zu haben, Wasser in den Becher zu gießen. Als mein Großvater wieder zu Besuch kam, versuchte ich ihm den Becher zurückzugeben, doch er nahm ihn nicht an und sagte nur: „Jeden Tag, Neshume-le.“

Als die dritte Woche gekommen war, begann ich zu vergessen, Wasser in den Becher zu gießen. Oft fiel es mir erst wieder ein, nachdem man mich zu Bett gebracht hatte, und ich musste wieder aufstehen und es im Dunkeln nachholen. Aber ich ließ keinen Tag aus.

Und eines Morgens waren da zwei kleine grüne Blätter, die am Abend zuvor noch nicht dagewesen waren.

Ich staunte nicht schlecht. Tag für Tag wurden sie größer. Ich konnte es kaum erwarten, meinem Großvater davon zu berichten, war sicher, dass er genauso überrascht sein würde wie ich selbst. Aber natürlich war er es nicht. Er erklärte mir, dass das Leben überall sei, versteckt an den unwahrscheinlichsten Orten.

Ich strahlte. „Und es braucht nur ein bisschen Wasser, Großvater?“ fragte ich ihn.

Er legte mir sanft die Hand auf den Kopf. „Nein, Neshume-le“, antwortete er. „Alles, was es braucht, ist deine Zuverlässigkeit.“

*Quelle: Rachel Naomi Remen: Aus Liebe zum Leben – Geschichten, die der Seele gut tun aus dem amerikanischen Englisch übersetzt von Stephan Schuhmacher
Arbor Verlag, Freiburg im Breisgau*

Die Geschichte eines 6-Jährigen und seines Hundes

Warum Hunde weniger lang leben als Menschen:

Hier ist die überraschende Antwort eines 6-jährigen Kindes

Als Tierarzt wurde ich aufgefordert, einen sehr alten irischen Wolfshund Namens Belker zu untersuchen.

Die Besitzer des Hundes, Ron, seine Frau Lisa und ihr kleiner Junge Shane waren sehr an Belker gebunden, und sie hofften auf ein Wunder.

Ich habe Belker untersucht und festgestellt, dass er leider an Krebs stirbt.

Ich habe der Familie gesagt, dass wir nichts für Belker tun können und habe angeboten, die Euthanasie-Prozedur für den alten Hund in ihrem Haus durchzuführen.

Als wir die Vorkehrungen getroffen hatten, haben Ron und Lisa mir gesagt, dass sie dachten, es wäre gut für den 6-jährigen Shane, die Prozedur zu beobachten.

Sie hatten das Gefühl, dass Shane etwas aus der Erfahrung lernen könnte.

Am nächsten Tag spürte ich den vertrauten Kloß in meiner Kehle, als Belkers Familie ihn umgab. Shane schien beruhigt zu sein, den alten Hund zum letzten Mal streicheln zu können, dass ich mich fragte, ob er verstanden hat, was vor sich geht.

Innerhalb weniger Minuten schlief Belker friedlich ein.

Der kleine Junge schien den Übergang von Belker zu akzeptieren, ohne Schwierigkeiten oder verwirrt darüber zu sein.

Wir saßen eine Weile nach Belkers Tod zusammen und fragten uns laut über die traurige Tatsache, weshalb das Leben der Hunde kürzer ist als ein Menschenleben.

Shane, der leise zugehört hatte, sagte: „Ich weiß warum.“

Erschrocken wandten wir alle uns nach ihm um. Das, was aus seinem Mund kam, hat mich berührt.

Ich hatte noch nie solch eine Erklärung gehört. Es hat die Art und Weise verändert, wie ich alles wahrnehme und lebe.

Er sagte: „Die Menschen sind geboren, damit sie lernen können, wie man ein gutes Leben lebt – wie man alle die ganze Zeit liebt und nett zu ihnen ist, richtig?“

Der 6-Jährige fuhr fort: „... nun, Hunde wissen schon, wie man das macht, deswegen müssen sie nicht so lange bleiben, wie wir es tun.“

Der alte Mann und sein Hund

Ein alter Mann und sein Hund sterben bei einem Unfall. Die beiden finden sich danach auf einem schmutzigen langen Weg wieder und laufen ihn entlang. Auf beiden Seiten des Weges sind Zäune. Hinter den Zäunen sieht man schöne Wiesen und Waldstücke, genauso wie es ein Mensch mit seinem Hund liebt.

Sie laufen weiter und kommen an ein schönes Tor, in welchem eine Person in weißer Robe steht. „Willkommen im Himmel“ sagt diese. Der alte Mann ist glücklich und will geradewegs mit seinem Hund eintreten. Doch der Türwächter stoppt ihn. „Hunde sind hier nicht erlaubt, es tut mir leid, aber er darf nicht mit hinein!“

„Was ist denn das für ein Himmel, wo Hunde nicht erlaubt sind?“ sagt der alte Mann. „Wenn er nicht hinein darf, dann bleibe ich mit ihm draußen. Er war sein ganzes Leben lang mein treuer Begleiter, da werde ich ihn doch jetzt nicht einfach zurücklassen.“

„Sie müssen wissen, was sie tun – aber ich warne Sie, der Teufel ist auf diesem Weg und wird versuchen Sie zu überreden, bei ihm einzukehren. Er wird Ihnen alles Mögliche versprechen, aber auch bei ihm sind keine Hunde willkommen. Wenn Sie Ihren Hund jetzt nicht hier zurücklassen, dann bleiben Sie bis in alle Ewigkeit auf diesem schmutzigen, steinigen Weg.“

Der alte Mann geht mit seinem Hund weiter. Sie kommen an einen herunter getrampelten Zaun ohne Tor, lediglich mit einem Loch. Ein alter Mann steht darinnen. „Entschuldigen Sie, mein Hund und ich sind sehr müde, dürfen wir einen Moment herein kommen und uns etwas in den Schatten setzen?“

„Aber natürlich, kommen Sie ruhig herein, dort unter dem Baum ist auch Wasser. Machen Sie es sich ruhig bequem!“ „Darf auch wirklich mein Hund mit hinein? Ein Mann dort unten an der Straße sagte mir, dass Hunde hier nirgends erlaubt sind.“

„Würden Sie denn hereinkommen, wenn Ihr Hund draußen bleiben müsste?“

„Nein, mein Herr, darum bin ich auch nicht in den Himmel gekommen. Wenn dort Hunde nicht willkommen sind, da bleiben wir lieber bis in alle Ewigkeit auf dem Weg. Mit etwas Wasser und Schatten wären wir schon zufrieden. Ich komme auf keinen Fall herein, falls mein Liebling draußen bleiben muss.“

Der Mann lächelt und sagt: „Willkommen im Himmel.“

„Das da unten war der Teufel, der alle Leute zu sich holt, die ein komfortables Leben haben möchten und dafür bereit sind, den treusten Begleiter ihres Lebens aufzugeben. Diese finden zwar bald heraus, dass es ein Fehler war, aber dann ist es zu spät. Die Hunde kommen hierher, die schlechten Menschen aber bleiben dort. Gott würde nie die Hunde aus dem Himmel verbannen! Er schuf sie, um Menschen im Leben zu begleiten, warum sollte er daher beide im Tod trennen?“

Verfasser leider unbekannt

Geschichte des Monats April 2022

Dialog mit der Jugend (Hanns Dieter Hüsch)

Wer einen Dialog
Herbeiführen will
Muss sich herablassen
Herabneigen
Von sich absehen
Sich zuwenden und zuneigen
Muss nicht besitzen wollen
Darf nicht besitzergreifend sein
Nur wenige Vorschriften machen
Besser keine
Gelegentlich vorsichtig Empfehlungen an-bieten
Unsichtbar die Hand darüber halten
Unhörbar anders denken
Sich nicht als Erwachsener aufspielen
Fehler nicht gleich als Schande empfinden
Irrtümer gestatten
Dennoch das Recht haben sich Sorgen
Machen zu dürfen
Kummer aufspüren und teilen
Sich wechselseitig erziehen
Sich gegenseitig ernst nehmen
Zusammen essen und trinken
Die Fantasie fördern
Ungeduld kreativieren
Aufbegehren durchhalten
Zusammen traurig sein
Nicht immer alles besser wissen
Am besten nichts besser wissen
Sondern trösten
Ratlosigkeit teilen
Wärme herstellen
Bindungen spüren lassen
Liebe

Wer einen Dialog mit der Jugend
Führen will
Muss all diese Anstrengungen
In besonderem Maße auf sich nehmen
Muss all diese Tugenden
Doppelt und dreifach handhaben
Mit der winzigen Hoffnung
Dass die Jugend mit der Jugend
Die unweigerlich nach ihr kommt
Ähnlich umgehen wird
Wer aber keinen Dialog mehr führen will
Und meint
Seine Generation wäre die einzige

Auf der Welt
Danach käme nichts mehr
Und davor wäre auch nichts gewesen
Dem ist anscheinend alle Würde des Men-schen
Abhandengekommen
In dem ist dann wohl kein langer Atem
Weder Furcht noch Fantasie
Der befiehlt nur noch
Verordnet kontrolliert
Erzieht drastisch
Kalt und ohne Religion
Unpolitisch und ohne Bindung
Dies ist schon bei vielen der Fall
Und kann uns allen geschehen
Den Alten und auch den Jungen
Wenn wir nicht mehr miteinander reden
Streiten Essen Pläne machen
Uns umarmen
Lebe-Wesen die wir sind
Wenn wir uns nichtmehr umarmen können
Und Frieden machen

Aus: Hanns Dieter Hüsch, Das Schwere leicht gesagt, Herder Verlag

Geschichte des Monats März 2022

Der angekettete Elefant

Geschichte von Jorge Bucay

Als ich ein kleiner Junge war, war ich vollkommen vom Zirkus fasziniert, und am meisten gefielen mir die Tiere. Vor allem der Elefant hatte es mir angetan. Wie ich später erfuhr, ist er das Lieblingstier vieler Kinder. Während der Zirkusvorstellung stellte das riesige Tier sein ungeheures Gewicht, seine eindrucksvolle Größe und seine Kraft zur Schau. Nach der Vorstellung aber und auch in der Zeit bis kurz vor seinem Auftritt blieb der Elefant immer am Fuß an einen kleinen Pflock angekettet. Der Pflock war allerdings nichts weiter als ein winziges Stück Holz, das kaum ein paar Zentimeter tief in der Erde steckte. Und obwohl die Kette mächtig und schwer war, stand für mich ganz außer Zweifel, dass ein Tier, das die Kraft hatte, einen Baum mitsamt der Wurzel auszureißen, sich mit Leichtigkeit von einem solchen Pflock befreien und fliehen konnte. Dieses Rätsel beschäftigt mich bis heute. Was hält ihn zurück? Warum macht er sich nicht auf und davon?

Als Sechs- oder Siebenjähriger vertraute ich noch auf die Weisheit der Erwachsenen. Also fragte ich einen Lehrer, einen Vater oder Onkel nach dem Rätsel des Elefanten. Einer von ihnen erklärte mir, der Elefant mache sich nicht aus dem Staub, weil er dressiert sei. Meine nächste Frage lag auf der Hand: „Und wenn er dressiert ist, warum muss er dann noch angekettet werden?“ Ich erinnerte mich nicht, je eine schlüssige Antwort darauf bekommen zu haben. Mit der Zeit vergaß ich das Rätsel um den angeketteten Elefanten und erinnerte mich nur dann wieder daran, wenn ich auf andere Menschen traf, die sich dieselbe Frage irgendwann auch schon einmal gestellt hatten. Vor einigen Jahren fand ich heraus, dass zu meinem Glück doch schon jemand weise genug gewesen war, die Antwort auf die Frage zu finden: Der Zirkuselefant flieht nicht, weil er schon seit frühester Kindheit an einen solchen Pflock gekettet ist.

Ich schloss die Augen und stelle mir den wehrlosen neugeborenen Elefanten am Pflock vor. Ich war mir sicher, dass er in diesem Moment schubst, zieht und schwitzt und sich befreien versucht. Und trotz aller Anstrengung gelingt es ihm nicht, weil dieser Pflock zu fest in der Erde steckt.

Ich stellte mir vor, dass er erschöpft einschläft und es am nächsten Tag gleich wieder probiert, und am nächsten Tag wieder, und am nächsten ...

Bis eines Tages, eines für seine Zukunft verhängnisvollen Tages, das Tier seine Ohnmacht akzeptiert und sich in sein Schicksal fügt. Dieser riesige, mächtige Elefant, den wir aus dem Zirkus kennen, flieht nicht, weil der Ärmste glaubt, dass er es nicht kann. Allzu tief hat sich die Erinnerung daran, wie ohnmächtig er sich kurz nach seiner Geburt gefühlt hat, in sein Gedächtnis eingebrannt. Und das Schlimme dabei ist, dass er diese Erinnerung nie wieder ernsthaft hinterfragt hat. Nie wieder hat er versucht, seine Kraft auf die Probe zu stellen.

Uns allen geht es ein bisschen so wie diesem Zirkuselefanten: Wir bewegen uns in der Welt, als wären wir an Hunderte von Pflöcken gekettet.

„So ist es, Demian, uns allen geht es ein bisschen so wie diesem Zirkuselefanten: Wir bewegen uns in der Welt, als wären wir an Hunderte von Pflöcken gekettet. Wir glauben, einen ganzen Haufen Dinge nicht zu können, bloß weil wir sie ein einziges Mal, vor sehr langer Zeit, damals, als wir noch klein waren, ausprobiert haben und gescheitert sind. Wir haben uns genauso verhalten wie der Elefant, und auch in unser Gedächtnis hat sich die Botschaft eingebrannt: Ich kann das nicht, und ich werde es niemals können. Mit dieser Botschaft, der Botschaft, dass wir machtlos sind, sind wir groß geworden, und seitdem haben wir niemals mehr versucht, uns von unserem Pflock loszureißen.“

Manchmal, wenn wir die Fußfesseln wieder spüren und mit den Ketten klirren, gerät uns der Pflock in den Blick, und wir denken: Ich kann nicht, und werde es niemals können.

Jorge machte eine lange Pause. Dann rückte er ein Stück heran, setzte sich mir gegenüber auf den Boden und sprach weiter: „Genau dasselbe hast auch du erlebt, Demian. Dein Leben ist von der Erinnerung an einen Demian geprägt, den es gar nicht mehr gibt und der nicht konnte. Der einzige Weg herauszufinden, ob du etwas kannst oder nicht, ist, es auszuprobieren, und zwar mit vollem Einsatz. Aus ganzem Herzen!“

Der alte Großvater und der Enkel

Ein Märchen der Brüder Grimm

Es war einmal ein steinalter Mann, dem waren die Augen trüb geworden, die Ohren taub, und die Knie zitterten ihm. Wenn er nun bei Tische saß und den Löffel kaum halten konnte, schüttete er Suppe auf das Tischtuch, und es floss ihm auch etwas wieder aus dem Mund.

Sein Sohn und dessen Frau ekelten sich davor, und deswegen musste sich der alte Großvater endlich hinter den Ofen in die Ecke setzen, und sie gaben ihm sein Essen in ein irdenes Schüsselchen und noch dazu nicht einmal satt; da sah er betrübt nach dem Tisch und die Augen wurden ihm nass.

Einmal auch konnten seine zittrigen Hände das Schüsselchen nicht festhalten, es fiel zur Erde und zerbrach. Die junge Frau schalt, er sagte nichts und seufzte nur. Da kaufte sie ihm ein hölzernes Schüsselchen für ein paar Heller, daraus musste er nun essen.

Wie sie da so sitzen, so trägt der kleine Enkel von vier Jahren auf der Erde kleine Brettlein zusammen. „Was machst du da?“ fragte der Vater. „Ich mache ein Tröglein,“ antwortete das Kind, „daraus sollen Vater und Mutter essen, wenn ich groß bin.“

Da sahen sich Mann und Frau eine Weile an, fingen endlich an zu weinen, holten sofort den alten Großvater an den Tisch und ließen ihn von nun an immer mitessen, sagten auch nichts, wenn er ein wenig verschüttete.

Unvollkommen

In meinen Beziehungen zu Menschen habe ich herausgefunden, dass es auf lange Sicht nicht hilft, so zu tun, als wäre ich jemand, der ich nicht bin.

Es hilft nicht, ruhig und freundlich zu tun, wenn ich eigentlich ärgerlich bin und Bedenken habe. Es ist nicht hilfreich, so zu tun, als wüsste ich die Antworten, wenn ich sie nicht weiß. Es hilft nicht, den liebevollen Menschen zu spielen, wenn ich im Augenblick eigentlich feindlich gestimmt bin. Es hilft mir nicht, so zu tun, als wäre ich voller Sicherheit, wenn ich eigentlich beängstigt und unsicher bin. Ich habe entdeckt, dass diese Behauptung sogar auf einer sehr einfachen Ebene gültig ist: Es hilft mir nicht, so zu tun, als sei ich gesund, wenn ich mich krank fühle. (...)

Ich spüre, dass ich den Umständen gerechter werde, wenn ich mir erlaube, so zu sein, wie ich bin. Es ist für mich einfacher geworden, mich als einen entschieden unvollkommenen Menschen zu akzeptieren, der keinesfalls zu jeder Zeit so handelt, wie ich handeln möchte. (...) Wenn ich mich so, wie ich bin, akzeptiere, dann ändere ich mich.

Carl R. Rogers

Geschichte des Monats Dezember 2021

Die Apfelsine des Waisenknaben

von Charles Dickens (1812 - 1870)

Schon als kleiner Junge hatte ich meine Eltern verloren und kam in ein Waisenhaus in der Nähe von London.

Es war mehr als ein Gefängnis. Wir mussten 14 Stunden täglich arbeiten – im Garten, in der Küche, im Stall, auf dem Felde.

Kein Tag brachte eine Abwechslung, und im ganzen Jahr gab es für uns nur einen einzigen Ruhetag. Das war der Weihnachtstag.

Dann bekam jeder Junge eine Apfelsine zum Christfest. Das war alles, keine Süßigkeiten, kein Spielzeug. Aber auch diese eine Apfelsine bekam nur derjenige, der sich im Laufe des Jahres nichts hatte zu Schulden kommen lassen und immer folgsam war.

Die Apfelsine an Weihnachten verkörperte die Sehnsucht eines ganzen Jahres.

So war wieder einmal das Christfest herangekommen. Aber es bedeutete für mein Knabenherz fast das Ende der Welt.

Während die anderen Jungen am Waisenvater vorbei schritten und jeder seine Apfelsine in Empfang nahm, musste ich in einer Zimmerecke stehen und zusehen. Das war meine Strafe dafür, dass ich eines Tages im Sommer hatte aus dem Waisenhaus weglaufen wollen.

Als die Geschenkverteilung vorüber war, durften die anderen Knaben im Hofe spielen. Ich aber musste in den Schlafrum gehen und dort den ganzen Tag über im Bett liegen bleiben. Ich war tieftraurig und beschämt. Ich weinte und wollte nicht länger leben.

Nach einer Weile hörte ich Schritte im Zimmer. Eine Hand zog die Bettdecke weg, unter der ich mich verkrochen hatte. Ich blickte auf. Ein kleiner Junge namens William stand vor meinem Bett, hatte eine Apfelsine in der rechten Hand und hielt sie mir entgegen.

Ich wusste nicht, wie mir geschah. Wo sollte eine überzählige Apfelsine hergekommen sein? Ich sah abwechselnd auf William und auf die Frucht und fühlte dumpf in mir, dass es mit der Apfelsine eine besondere Bewandnis haben müsse.

Auf einmal kam mir zu Bewusstsein, dass die Apfelsine bereits geschält war, und als ich näher hinblickte, wurde mir alles klar, und Tränen kamen in meine Augen, und als ich die Hand ausstreckte, um die Frucht entgegenzunehmen, da wusste ich, dass ich fest zupacken musste, damit sie nicht auseinanderfiel.

Was war geschehen?

Zehn Knaben hatten sich im Hof zusammengetan und beschlossen, dass auch ich zu Weihnachten meine Apfelsine haben müsse. So hatte jeder die seine geschält und eine Scheibe abgetrennt, und die zehn abgetrennten Scheiben hatten sie sorgfältig zu einer neuen, schönen runden Apfelsine zusammengesetzt.

Diese Apfelsine war das schönste Weihnachtsgeschenk in meinen Leben.

Sie lehrte mich, wie trostvoll echte Kameradschaft sein kann.

Quelle: https://downloads.primaverallife.com/b2b/newsletter/10-12-2021/Weihnachtsgeschichte-Dickens-2021.pdf?utm_source=CleverReach&utm_medium=email&utm_campaign=10-12-2021+AP+Weihnachten&utm_content=Mailing_13139969



MÜDE

DOREEN KIRSCHKE



ICH BIN MÜDE VON MENSCHEN, DIE KEINE MEHR SIND,
MÜDE VON ALL DIESEN FÄHNCHEN IM WIND UND
DANN BIN ICH NOCH MÜDE VON GIFTIGEN SÄTZEN,
DIE MEINE SEELE GANZ FURCHTBAR VERLETZEN.

ICH BIN MÜDE VON DRUCK UND MÜDE VOM SOLLEN,
MÜDE VON LEUTEN, DIE IMMER NUR WOLLEN UND
DANN BIN ICH NOCH MÜDE VOM STETEN ERWARTEN...
DIE MENSCHHEIT SCHEINT WEITER IM WAHN
ZU ENTARTEN.

ICH BIN MÜDE VOM WEINEN UND MÜDE VOM
SCHWEIGEN, MÜDE VOM GLAUBEN, ICH DÜRFT' MICH
NICHT ZEIGEN UND DANN BIN ICH NOCH MÜDE VOM
SCHIMPFEN UND FLUCHEN, VON ALL DIESEN
DREISTEN ERZIEHUNGSVERSUCHEN.

ICH BIN MÜDE VON HÄRTE UND GRAUSAMER KÜHLE,
MÜDE VON ALLEM, WAS ICH GRAD FÜHLE, MÜDE VON
WORTEN DIE LEER SIND UND KALT... SIE MACHTEN
AUS MIR DIESE SCHWACHE GESTALT.

ICH BIN MÜDE VON LEUTEN DIE ES NICHT
INTERESSIERT, WENN MAN DEN HALT SO ERBÄRMLICH
VERLIERT UND DANN BIN ICH NOCH MÜDE VON ALL
DIESER ZEIT, IN DER MEINE SEELE NACH
WERTSCHÄTZUNG SCHREIT.

ICH BIN MÜDE VON LÜGNERN UND DIESEM SYSTEM ...
FÜR MICH HAT DIE ERDE EIN RIESEN PROBLEM. UND
DANN BIN ICH NOCH MÜDE VON HASS UND GEWALT,
MÜDE VON MONSTERN IN MENSCHENGESTALT.

DARUM WÜNSCH ICH MIR HEUTE, DIE WELT MÖG'
ERWACHEN... ICH WÜNSCHE MIR MENSCHEN DIE
WIRKEN UND MACHEN, ICH WÜNSCHE MIR MENSCHEN
MIT EHRLICHER HAUT, DENEN MEIN HERZ OHNE
ZWEIFEL VERTRAUT.

ICH WÜNSCH' MIR ERHOLUNG VON FINSTEREN
TAGEN... ICH MÖCHTE GELIEBT SEIN UND NICHT NUR
ERTRAGEN, ICH WILL WIEDER STRAHLEN IN
GLÄNZENDEM LICHT, DENN MÜDE VOM
LEBEN BIN ICH NOCH NICHT!

Finde deinen richtigen Platz im Leben

Ein Vater sagte zu seiner Tochter:

„Du hast mit Auszeichnung abgeschlossen, hier ist ein Auto, das ich vor vielen Jahren erworben habe.

Aber bevor ich es dir gebe, bringe es zum Gebrauchtwagenmarkt in der Innenstadt und sage ihnen, dass ich es verkaufen möchte und schaue, wie viel sie dir anbieten.“

Die Tochter ging zum Gebrauchtwagenmarkt, kehrte zu ihrem Vater zurück und sagte:

„Sie haben mir 1.000 Dollar angeboten, weil es sehr abgenutzt aussieht.“

Der Vater sagte: „Bring das Auto zum Pfandleiher.“

Die Tochter ging zum Leihhaus, kehrte zu ihrem Vater zurück und sagte:

„Das Leihhaus bot mir 100 Dollar an, weil es ein sehr altes Auto ist.“

Der Vater bat seine Tochter, zu einem Autoclub zu gehen und ihnen das Auto zu zeigen.

Die Tochter brachte das Auto zum Club, kehrte zurück und sagte zu ihrem Vater:

„Einige Leute im Club boten 100.000 Dollar dafür an, da es sich um ein ikonisches und von vielen gesuchtes Auto handelt.“

Der Vater sagte zu seiner Tochter:

„Ich wollte, dass du weißt, dass der richtige Ort Dich auf die richtige Weise wertschätzt.

Wenn du nicht geschätzt bist, sei nicht böse, das bedeutet, dass du am falschen Ort bist.

Diejenigen, die deinen Wert kennen, sind diejenigen, die dich schätzen.

Halte dich niemals an einem Ort auf, an dem niemand deinen Wert erkennt.“

Bis die Seele nachkommt

Ab und zu mal hinsetzen und warten, bis die Seele nachkommt. Das ist ein sehr schönes Bild, wenn man gerade mal wieder dabei ist, auf der Strecke zu bleiben, weil man sich selbst überholt hat:

Ende des 19. Jahrhunderts erlebte es die Ingenieurkunst endlich, die ersten himmelhohen Wolkenkratzer zu bauen. Das Problem dabei war, dass es keine Kräne oder Hubschrauber gab, die diese Höhen erreichen konnten. Also mussten Arbeiter das Material in schwindelerregende Höhen schaffen und weiterverarbeiten.

So wurden vorzugsweise Angehörige eines bestimmten Indianerstammes angeheuert, von denen bekannt war, dass sie sich auch auf hohen Bäumen und steilen Abhängen absolut sicher und schwindelfrei bewegten.

Gerade waren wieder neue Arbeiter auf der Baustelle eingetroffen. Die Leute stiegen von den Lastwagen, setzten sich schweigend auf den Boden und verharrten regungslos. Keiner bewegte sich oder hob nur den Kopf.

Der Bauleiter wurde nervös: „Was ist los?“ - Schweigen.

Schließlich hob einer der Indianer den Kopf und erklärte: „Es ist noch nicht Zeit zum Weitergehen. Wir müssen warten, bis unsere Seelen nachgekommen sind.“

*Text: Die Hummel, 99 Metaphern, die dem Leben Flügel verleihen
Tschepp & Schinagl*

Ich sehe *dich* - und das reicht schon

Eines Nachts bricht in einem Haus ein Brand aus.
Während die Flammen hoch auflodern, stürzen Eltern und Kinder aus dem Haus.
Entsetzt sehen sie, wie das Feuer ihr Heim vernichtet.
Plötzlich bemerken sie, dass der Jüngste fehlt, ein fünfjähriger Junge, der sich im Augenblick der Flucht vor Rauch und Flammen fürchtete und sich versteckte.
Man schaut einander an.
Es gibt keine Möglichkeit, zurück in das brennende Haus zu gelangen.

Da öffnet sich ein Fenster. Der Junge ruft um Hilfe.

Sein Vater sieht es und ruft ihm zu »Spring!«

Der Junge sieht nur Rauch und Flammen.

Er hört aber die Stimme des Vaters und schreit: »Papa, ich sehe dich nicht!«

Der Vater ruft ihm zu: »Aber ich sehe dich, und das reicht schon. Spring!«

Der Junge springt und findet sich heil in den Armen seines Vaters wieder, der ihn aufgefangen hat.

(Verfasser unbekannt)

Die perfekte Frau

Eines Tages fragte ein Schüler den Schalk Nasrudin, warum er nie geheiratet habe.

„Ach,“ antwortete Nasrudin „ich hatte mir vorgenommen, nur dann zu heiraten, wenn ich die perfekte Frau gefunden habe. So suchte ich lange Jahre und begegnete vielen Frauen, die nett und schön und klug waren. Aber keine davon war perfekt.“

Nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Eines Tages sah ich sie dann. Ich wusste sofort, dass sie in jeder Hinsicht perfekt war. Und als ich sie dann kennen lernte, stellte sich heraus, dass sie tatsächlich in jeder Hinsicht ein makellostes Juwel war.“

„Und, warum hast du sie dann nicht geheiratet?“ fragte der Schüler.

Nasrudin seufzte tief: „Das Problem war, dass sie den perfekten Mann suchte.“

nach einer Geschichte in: „Der Geschichtenerzähler“ von Joel ben Izzy

Wie man in den Wald hineinruft

Vor den Toren der Stadt saß einmal ein alter Mann.

Jeder, der in die Stadt wollte, kam an ihm vorbei.

Ein Fremder hielt an und fragte den Alten:

„Sag, wie sind die Menschen hier in der Stadt?“

„Wie waren sie denn dort, wo Ihr zuletzt gewesen seid?“, fragte der Alte zurück.

„Wunderbar. Ich habe mich dort sehr wohl gefühlt. Sie waren freundlich, großzügig und stets hilfsbereit.“

„So etwa werden sie auch hier sein.“

Dann kam ein anderer Fremder zu dem alten Mann. Auch er fragte:

„Sag mir doch Alter, wie sind die Menschen hier in der Stadt?“

„Wie waren sie denn dort, wo Ihr zuletzt gewesen seid?“, lautete die Gegenfrage.

„Schrecklich. Sie waren gemein, unfreundlich, keiner half dem anderen.“

„So, fürchte ich, werden sie auch hier sein.“

Verfasser unbekannt

Anekdote

Gerüchteweise spazierte das Ehepaar Churchill durch ein vornehmes Quartier in London.

Die Leute grüßten und wechselten ein paar Worte mit dem Premierminister.

Ein Straßenfeger hingegen grüßte vor allem Frau Churchill, und die beiden blieben ein Weilchen in vertrautem Gespräch beiseite.

Danach fragte Churchill seine Frau: „Worüber habt ihr so lange gesprochen?“

Sie: „Ach, wir kennen uns von früher. Er war damals sogar ein bisschen verliebt in mich.“

Churchill schmunzelte und meinte:

„Siehst du, wenn du ihn geheiratet hättest, wärest du heute die Frau eines Straßenfegers.“

Frau Churchill schaute ihren Mann verwundert an und sagte die legendären Worte: „Aber nein Darling, wenn ich ihn geheiratet hätte, wäre er heute Premierminister.“

(Der Ursprung dieser Anekdote ist nicht bekannt. Deshalb gibt es auch kein Urheberrecht, ähnlich wie bei einem Witz.)

Aufruf der Hopi-Indianer zur Corona-Situation

Dieser Moment, den die Menschheit gerade erlebt, kann als Pforte oder Loch betrachtet werden.

Die Entscheidung, ins Loch zu fallen oder durch die Pforte zu schreiten, liegt an Euch.

Wenn Ihr rund um die Uhr Nachrichten konsumiert, mit negativer Energie, dauernd nervös, mit Pessimismus, werdet Ihr in dieses Loch fallen.

Aber wenn Ihr die Gelegenheit ergreift, Euch selbst zu betrachten, Leben und Tod zu überdenken, für Euch und andere Sorge tragt, dann werdet Ihr durch das Portal gehen.

Sorgt für Euer Zuhause, sorgt für Eure Körper. Verbindet Euch mit Eurer geistigen Heimat. Wenn Ihr Euch um Euch selbst kümmert, kümmert Ihr Euch gleichzeitig um alle anderen.

Unterschätzt nicht die geistige Dimension dieser Krise. Nehmt die Perspektive eines Adlers ein, der von oben das Ganze sieht mit erweitertem Blick.

Es liegt eine soziale Forderung in dieser Krise, aber genauso eine geistige.

Beide gehen Hand in Hand.

Ohne die soziale Dimension fallen wir in Fanatismus. Aber ohne die geistige Dimension fallen wir in Pessimismus und Sinnlosigkeit. Ihr seid vorbereitet, um durch diese Krise zu gehen.

Nimm Deinen Werkzeugkasten und verwende alle Werkzeuge, die Dir zu Verfügung stehen.

Lerne Widerstand am Vorbild indianischer und afrikanischer Völker: Wir wurden und werden noch immer ausgerottet. Aber wir haben nie aufgehört zu singen, zu tanzen, ein Feuer anzuzünden und Freude zu haben.

Fühle Dich nicht schuldig, Glück zu empfinden während dieser schwierigen Zeiten. Es hilft überhaupt nicht, traurig und energielos zu sein.

Durch Freude leistet man Widerstand! Ihr dürft stark und positiv sein. Und dafür gibt es keinen anderen Weg, als eine schöne, freud- und lichtvolle Haltung zu bewahren.

Das hat nichts mit Weltfremdheit zu tun. Es ist eine Strategie des Widerstandes.

Wenn wir durch die Pforte gehen, bekommen wir eine neue Sicht auf die Welt, weil wir uns unseren Ängsten, unseren Schwierigkeiten gestellt haben.

Das ist alles, was Du momentan tun kannst: Gelassenheit im Sturm. Bleib ruhig, bete täglich!

Mache es dir zur Gewohnheit, das Heilige jeden Tag zu treffen.

Zeige Widerstand durch Kunst, Freude, Vertrauen und Liebe.

Geschichte des Monats März 2021

Sai Baba

Erziehung in menschlichen Werten

Swami (Sri Sathya Sai Baba) erzählte folgende Geschichte:

Sie handelt von einem kleinen Jungen, der in das Arbeitszimmer seines Vaters geriet. Normalerweise durfte sich der kleine Junge dort nicht aufhalten, denn es lagen wichtige Unterlagen darin. Der kleine Junge konnte das noch nicht verstehen und hätte vielleicht alles durcheinandergebracht. Deshalb war die Tür normalerweise verschlossen.

Aber eines Tages hatte doch jemand vergessen, die Tür zu schließen. Sie stand offen, und auch das Fenster war leicht geöffnet, so dass der Wind hineinwehen konnte. Der Junge bemerkte die offene Tür, und als er sie aufstieß, entstand ein Windzug, und ein Stück Papier fiel vom Schreibtisch. Es war ein sehr bedeutendes Papier: nämlich eine Karte von der Welt, sehr bunt, sehr alt und abgenutzt. Der Junge sah sie, nahm sie in die Hände, schaute sie an, und sie gefiel ihm. Wie schön bunt sie war! Er begann damit zu spielen, faltete sie einmal, zweimal, dann wieder andersherum, machte erst ein kleines Boot daraus, dann einen Hut, und sehr bald waren aus der einen Karte zwei Karten geworden, und bald war sie in viele Teile zerfallen.

Der Junge freute sich und dachte: „Wie lustig sind diese vielen kleinen bunten Schnipsel! Man kann damit spielen wie mit Buntpapier!“ Und so spielte er vor sich hin. Da kam der Vater herein. Er sah seinen Jungen mit der Weltkarte spielen und sah zu seiner Bestürzung, dass die Welt in lauter kleine Teile zerrissen war. Aber der Junge war ja unschuldig, er war irgendwie ins Zimmer hineingeraten und hatte einfach gespielt. Als er aber merkte, wie erschrocken sein Vater war, erschrak auch er.

Der Vater sagte: „Kind, du hast die ganze Welt in Stücke gerissen! Du musst sie wieder zusammensetzen. Ich gebe dir Klebestreifen.“ Der Vater nahm Klebestreifen vom Schreibtisch, gab sie ihm und fuhr fort: „Hier nimm und kleb' die Welt wieder zusammen. Dann werden wir uns beide wohler fühlen.“ Aber so sehr der Junge sich auch mühte – er wusste nicht, wie er es anstellen sollte. Schließlich war er ja noch klein, und da lagen so viele bunte Papierfetzen vor ihm. Er wusste sich keinen Rat. Da gab es auf einmal einen Windstoß, und ein Stück Papier wurde davon umgedreht. Der Junge sah zu seiner Überraschung, dass darauf ein Auge abgebildet war. Er drehte ein anderes Stück Papier um, darauf war eine Hand, er drehte noch eines um und – siehe da, da war eine Nase, auf dem nächsten ein Teil vom Fuß, dann eine Stirn, eine Schulter, ein Arm und so fort. Bald hatte er alle Papierstücke umgedreht und konnte alle identifizieren, denn auch ein kleiner Junge weiß schon, wie ein Mensch aussieht.

Nun lag vor ihm ein Puzzle, das er zusammensetzen konnte. Er machte sich an die Arbeit und hatte bald den ganzen Menschen zusammengefügt. Er klebte alle Teile zusammen, und es kam ein wunderschönes Bild von einem Menschen zustande. Dann drehte er das Bild um, und auf der Vorderseite war nun auch die ganze Welt wieder zusammengefügt.

Schaut: Die ganz Welt ist heute in Stücke gegangen, und niemand weiß, wie ihre Ganzheit wiederhergestellt werden kann. Aber fügt man den Menschen wieder zusammen, wird auch die Welt wieder ein Ganzes sein. Darum geht es in der Erziehung in menschlichen Werten. Und das ist etwas, was wir alle tun können: Wir können alle die menschlichen Werte in unserem eigenen Leben verwirklichen und weitergeben. Fügt den Menschen wieder zusammen, arbeitet an euch selber. Geht nicht nach draußen, versucht nicht, die Welt zu verändern und an möglichst vielen Schulungen und Kursen teilzunehmen, sondern bringt das Licht dahin zurück, wohin es gehört: nach innen, ins eigene Herz. Dann wird auch die Welt wieder zusammenwachsen, Stück für Stück. Das wollte Swami uns mit dieser Geschichte lehren.

Quelle: <https://www.der-innere-weg.de/der-innere-weg/schatztruhe/sai-baba/>

Impulse des „Instituts für Ehe und Familie“ für Tagespost-Leser

<https://www.die-tagespost.de/leben/familie/Die-drei-Siebe-des-Sokrates;art4887,206967>

Die drei Siebe des Sokrates

Ein Corona-Alltagstipp aus der griechischen Antike

Unmengen an Informationen prasseln täglich auf uns ein, eine Flut an Reizen und Inhalten über diverse Medienplattformen oder in persönlichen Gesprächen. Dies war schon vor Corona so. Jetzt spitzt sich die Sache zu, da es scheinbar nur mehr dieses eine Thema gibt, um das sich alles dreht: das Virus, seine Auswirkungen auf unser Leben und wie die Menschen damit umgehen. Die innere Ruhe und Freiheit zu bewahren, fällt da nicht leicht.

Folgende kleine Geschichte möge Anreiz zur Selbstreflexion bieten

Eines Tages kam ein Mann voll Aufregung zu Sokrates und begann sofort erhitzt zu sprechen. „Sokrates, hast du das gehört, was dein Freund getan hat? Das muss ich dir gleich erzählen.“

„Warte“, unterbrach ihn der Weise, „hast du das, was du mir sagen willst, durch die drei Siebe gesiebt?“

„Drei Siebe?“, fragte der Andere voller Verwunderung.

„Ja, mein Lieber, drei Siebe. Lass uns prüfen, ob das, was du mir zu sagen hast, durch die drei Siebe hindurchgeht.

Das erste Sieb ist die Wahrheit. Hast du alles, was du mir erzählen willst, geprüft, ob es wahr ist?“

„Nein, ich hörte es irgendwo und ...“.

„Aber sicher hast du es mit dem zweiten Sieb geprüft? Es ist das Sieb der Güte. Ist das, was du mir erzählen willst, wenn es schon nicht als wahr erwiesen ist, so doch wenigstens gut?“

Zögernd sagte der Andere: „Nein, das nicht, im Gegenteil ...“.

„Aha!“, unterbrach ihn Sokrates. „So lass uns auch das dritte Sieb noch anwenden und fragen, ob es notwendig ist, mir das zu erzählen, was dich erregt?“

„Notwendig nun gerade nicht ...“.

„Also“, lächelte der Weise, „wenn das, was du mir da erzählen willst, weder erwiesenermaßen wahr, noch gut, noch notwendig ist, so lass es begraben sein und belaste dich und mich nicht damit!“

Dem verborgenen Herz der Samen lauschen

von Angela Fischer

Jeder Same enthält ein Geheimnis.

Dieses Geheimnis werden wir niemals ganz erfassen, da es zum Mysterium der Schöpfung gehört. Doch wir können wieder lernen, was Hunderte von Generationen vor uns getan haben, nämlich mit den Geheimnissen zu leben, sie als Geschenke zu nutzen und sie als eine Quelle des Lebens auf diesem Planeten zu würdigen.

Der erste Schritt, mit einem Geheimnis zu leben, ist zu lauschen.

Als ich ein kleines Kind war, gab mir meine Mutter den Samen einer Bohne. Sie zeigte mir, wie man ihn in einen Topf mit schwarzer Erde pflanzt und wie man ihn warm und feucht hält. Und dann musste ich warten.

Für ein kleines Kind dauerte das sehr lange. Jeden Morgen besuchte ich meinen Samen, der in der Dunkelheit der Erde für mich unsichtbar war, und weil ich gar nichts sehen konnte, erinnere ich mich, dass ich stattdessen versuchte, etwas zu hören.

Ungefähr zur selben Zeit war meine Mutter schwanger, und ich legte oft mein Ohr an ihren Bauch, um mit dem Baby in Kontakt zu sein, das ich nicht sehen oder berühren konnte. So machte ich dasselbe mit dem unsichtbaren Samen: Ich hielt mein Ohr nah an die Erde und lauschte. Ich weiß nicht mehr, ob ich jemals etwas gehört habe, aber ich erinnere mich an das Lauschen. Es war wie ein vertrauliches Gespräch, wenn auch still und von niemandem sonst gehört.

Der Same ist ein Symbol für das tiefste Mysterium der Schöpfung, und zugleich IST er das Mysterium. Seit Tausenden von Jahren wussten die Ackerbauern diesen Mysterien zu lauschen und haben so die Weise gefunden, wie sie pflanzen und ernten, die Samen aufbewahren, die besten Gegebenheiten für sie schaffen, wie sie die Bedingungen der Erde, des Bodens und des Wetters berücksichtigen und sie bedachten dabei, wie sehr die Samen uns mit der Vergangenheit und der Zukunft, unseren Vorfahren und unseren Enkelkindern verbinden. Dies geht zurück auf die alte weibliche Weisheit über die Verbundenheit mit der Erde, über das Wissen um die Geburt des Lichts aus dem Dunkel und über die Vertrautheit mit den Kreisläufen des Lebens.

Jeder Same enthält ein Licht. Wegen unserer Gier und der Trennung von der Heiligkeit des Lebens ist dieses Licht bedroht. Genetisch veränderte Samen werden unfruchtbar. Wird die Fruchtbarkeit eines Samens entfernt, so wird ihm sein Licht genommen; es zieht sich zurück. Das göttliche Licht, das in jedem Samen anwesend ist, manifestiert sich durch die Fruchtbarkeit, durch das Potential zu wachsen und eine Quelle neuen Lebens zu sein. Wenn sich dieses Licht aus einem Samen zurückzieht, zieht es sich aus der ganzen Schöpfung zurück, und unsere Seelen beginnen zu hungern.

Wie jeder Same eine äußere und eine innere Realität umfasst, müssen wir uns auch auf äußere und auf innere Weise darum kümmern. Wir müssen die Reinheit, Vielfalt und Freiheit der Samen durch äußeres Engagement schützen, aber wir müssen genauso die Heiligkeit des Lebens innerlich schützen. Der innere Weg ist, das Bewusstsein der Heiligkeit in unseren Herzen zu halten, die weiblichen Mysterien der Schöpfung zu erinnern und zu respektieren - und tief zu lauschen.

Dasselbe Licht, das im Herzen der biologischen Samen enthalten ist, ist ebenso in unseren Herzen gegenwärtig; es ist der Same der Liebe.

Essay aus dem Buch: SACRED SEED, neu erschienen 2014

Der Stern, der anfang zu strahlen

Es war einmal ein kleiner Stern, der hatte keine Lust mehr zu leuchten.

„Die anderen Sterne sind alle etwas Besonderes. Sie erzählen oft, was sie schon alles gesehen und erlebt haben. Und dann glitzern und funkeln sie. Nur ich, ich bin ganz und gar gewöhnlich, ich bin nichts Besonderes.“

Die anderen Sterne versuchten ihn zu trösten und sagten: „Mach dich auf den Weg und halte Ausschau! Du musst eben auch mal sehen, wenn etwas Besonderes passiert.“ So machte sich der kleine Stern auf den Weg. Aber eigentlich dachte er sich: „Was soll denn auf der Erde schon Besonderes passieren?“

Der Stern kam zunächst an einem Haus vorbei. Er schaute durch das Fenster und sah, wie eine Mutter mit ihrer Tochter und ihrem Sohn einen Kuchen backten. Sie machten miteinander den Teig, naschten ein wenig davon und lachten gemeinsam. Der Stern konnte erkennen, dass sie sich richtig miteinander freuten. „Oh, das ist schön“, dachte er sich, „hier leuchte ich ein bisschen.“ Als der Kuchen im Ofen war, zog der kleine Stern weiter.

Er sah eine Gruppe von Kindern, die gemeinsam auf dem Weg nach Hause waren. Die Kleinen kamen von einem Fest, und die Großen geleiteten sie sicher des Weges. Gemeinsam sangen sie. „Das gefällt mir, hier bleibe ich noch ein wenig und leuchte“, dachte der kleine Stern. Nach einer Weile zog er weiter.

Wenig später sah er Licht in einem Fenster und schaut neugierig hinein. Im Zimmer saßen ein Großvater und sein Enkel. Der Großvater erzählte, wie man früher Weihnachten gefeiert hat. Das Enkelkind kuschelte sich an ihn und hörte gespannt zu. Der kleine Stern sprach zu sich selbst: „Ja, das ist auch etwas Schönes, auch hier leuchte ich ein wenig!“

Und dann versteht der Stern plötzlich: Man ist nicht etwas Besonderes, weil man große Dinge erlebt. Viel wichtiger ist es, die besonderen und schönen Dinge im Alltag zu entdecken. Die wahre Freude steckt in den einfachen Dingen. Und so kehrte er glücklich zurück zu den anderen Sternen und strahlte jeden Abend am Himmel mit all seiner Kraft.

Was sind denn solche Sternstunden, in denen große Dinge im Leben geschehen? Woran erkennt man sie? Wir denken oft, Sternstunden müssten ganz besondere, großartige Ereignisse sein. Dabei gibt es sie auch im Alltag. Und oft werden sie gar nicht bemerkt.

Ein Mensch kann für uns zum Stern werden, weil er unser Leben froher und heller macht. Weil er offen auf uns zugeht, uns annimmt, wie wir sind. Weil er ein Auge für unsere Probleme hat. Weil er ein Herz, ein gutes Wort für uns hat.

Auch wir können Sterne für andere sein, damit die Welt heller wird. Und das nicht nur in der Adventszeit.

Liedtext: Der Laden

von Gerhard Schöne, Album: Die sieben Gaben, 1992

War es Traum oder wirklich,
Als ich in dieser Stadt
Irgendwo in Gedanken
Jenen Laden betrat?

Hinterm Tisch dieser Händler
Wirkte irgendwie fremd.
Verbarg mühsam zwei Flügel
Unterm lichtweißen Hemd.

Das Regal war bis unter die Decke
Voll mit Tüten und Schachteln gestellt.
Doch im Dämmerlicht konnt' ich nicht sehen,
Was die eine um die andre enthält.

Nun, ich fragte den Händler:
„Was verkaufen Sie hier?“
„Alles was Sie sich wünschen,
Alles gibt es bei mir.

Das wonach Sie sich sehnen,
Was Sie froh machen kann,
Was Sie schon nicht mehr hofften,
Alles biete ich an.“

Oh, wie hab ich mich da vor dem Händler
Mit Wunscheaufsagen beeilt:
„Sie, ich möchte das Schweigen der Waffen
Und die Brötchen viel besser verteilt!

Mehr Verstand in die Köpfe.
Aus den Augen die Gier.
Eltern Zeit für ihre Kinder.
Achtung vor jedem Tier.

Helle Zimmer für alle.
Arbeit, je nach Talent ...“
Als ich Luft holen wollte,
Sprach er: „Kleinen Moment!

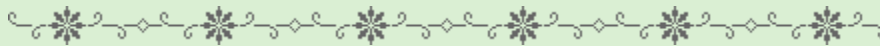
Sicher haben Sie mich falsch verstanden.
Wie ich hör, wollen Sie Früchte bei mir.
Ach nein, nein, ich verkauf keine Früchte,
Nur die Samen dafür!“

aus: <http://www.cafe-deutsch.de/lektuere/besinnliches/junge-und-hund.html>

Der Junge und der Hund

Gewidmet meinem Hund Ascor

nach der englischen Geschichte "Weathering the Storm" von Dan Clark,
in einer Bearbeitung von Jens-Robert Schulz, 2009



Die Hündin eines Ladenbesitzers in einer Kleinstadt hatte Junge bekommen. Es waren keine Rassehunde, mit denen man Geld machen konnte, sodass der Besitzer die zusätzlichen Mäuler schnell los werden wollte. Als sie acht Wochen alt waren, brachte er über der Tür zu seinem Laden ein Schild an. Darauf war zu lesen: Hundewelpen zu verkaufen!

Ein kleiner Junge kam zufällig vorbei und sah das Schild. Da der Ladenbesitzer gerade an der Tür stand, fragte ihn der Junge: "Was kosten die Welpen denn?" - "Zwischen 50 und 80 Euro", sagte der Mann mürrisch. Der kleine Junge griff in seine Hosentasche und holte einige Münzen heraus. "Ich habe zwei Euro und 37 Cents", sagte er, "darf ich sie mir bitte mal anschauen?"

Der Ladenbesitzer nickte und pfiiff nach seiner Hündin. Rasch kam sie angelaufen und fünf kleine Welpen stolperten tapsig hinter ihr her. Das war niedlich anzuschauen und dem Jungen ging das Herz auf. Doch dann sah er einen, der deutlich langsamer war als die anderen, humpelte und zurückblieb. "Was hat denn der Kleine da hinten?", fragte der Junge. "Der hat einen Geburtsfehler und wird nie richtig laufen können", antwortete der Mann.

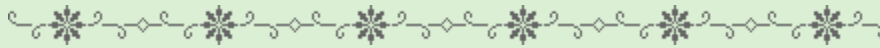
"Den möchte ich haben!", sagte der Junge. Der Ladenbesitzer wunderte sich und sprach: "Also ich würde ihn nicht nehmen. Der wird nie ganz gesund. Aber wenn du willst, schenke ich ihn dir!"

Der kleine Junge wurde sehr wütend. Er blickte dem Mann fest in die Augen und erwiderte: "Ich möchte ihn nicht geschenkt haben! Dieser kleine Hund ist jeden Cent wert, genauso wie die anderen auch! Ich gebe Ihnen jetzt meine zwei Euro und 37 Cents und jede Woche werde ich Ihnen einen weiteren Euro bringen, bis er abbezahlt ist."

Verständnislos schüttelte der Ladenbesitzer den Kopf und redete auf den Jungen ein: "Ich würde ihn wirklich nicht kaufen. Überleg es dir doch noch mal! Der wird nie in der Lage sein, mit dir zu spielen und herumzutoben wie die anderen. Was willst du mit ihm? Er wird dir keine Freude machen!"

Da zog der Junge sein linkes Hosenbein hoch und sichtbar wurde eine Metallschiene, die sein verkrüppeltes Bein stützte. Liebevoll blickte er zu dem Welpen hinüber und sagte: "Ach, das macht mir nichts aus! Ich kann auch nicht so gut laufen und dieser kleine Hund wird jemanden brauchen, der ihn versteht und trotz allem gern hat."

Als der Ladenbesitzer das hörte, biss er sich beschämt auf seine Unterlippe. Tränen stiegen ihm vor Rührung in die Augen. Er lächelte verlegen, atmete tief durch und sprach: "Mein Junge, ich hoffe und wünsche mir, dass jedes dieser Hundekinder einen Besitzer bekommen wird wie dich!"



Die Moral von der Geschichte:

*Im Leben kommt es nicht darauf an, was du hast und was du kannst,
sondern dass dich jemand annimmt und liebt,
so wie du bist!*

bzw. (auch sehr gut passend:)

*"Es sind nicht unsere Fähigkeiten, die zeigen, wer wir wirklich sind,
sondern unsere Entscheidungen!"
(Professor Dumbledore in "Harry Potter und die Kammer des Schreckens")*

Geschichte des Monats September 2020

Sei wachsam!

Ein Wahlplakat zerrissen auf dem nassen Rasen,
Sie grinsen mich an, die alten aufgeweichten Phrasen,
Die Gesichter von auf jugendlich gemachten Greisen,
Die Dir das Mittelalter als den Fortschritt anpreisen.
Und ich denk' mir, jeder Schritt zu dem verheiß'nen Glück
Ist ein Schritt nach ewig gestern, ein Schritt zurück.
Wie sie das Volk zu Besonnenheit und Opfern ermahnen,
Sie nennen es das Volk, aber sie meinen Untertanen.
All das Leimen, das Schleimen ist nicht länger zu ertragen,
Wenn du erst lernst zu übersetzen, was sie wirklich sagen:
Der Minister nimmt flüsternd den Bischof beim Arm:
Halt du sie dumm, – ich halt' sie arm!

Sei wachsam, präg' dir die Worte ein!
Sei wachsam, fall nicht auf sie rein!
Pass auf, dass du deine Freiheit nutzt,
Die Freiheit nutzt sich ab, wenn du sie nicht nutzt!
Sei wachsam, merk' dir die Gesichter gut!
Sei wachsam, bewahr dir deinen Mut.
Sei wachsam und sei auf der Hut!

Du machst das Fernsehen an, sie jammern nach guten, alten Werten.

Ihre guten, alten Werte sind fast immer die verkehrten.
Und die, die da so vorlaut in der Talk-Runde strampeln,
Sind es, die auf allen Werten mit Füßen rumtrampeln:
Der Medienmogul und der Zeitungszar,
Die schlimmsten Böcke als Gärtner, na wunderbar!
Sie rufen nach dem Kruzifix, nach Brauchtum und guten Sitten,
Doch ihre Botschaft ist nichts als Arsch und Titten.
Verrohung, Verdummung, Gewalt sind die Gebote,
Ihre Götter sind Auflage und Einschaltquote.
Sie biegen die Wahrheit und verdrehen das Recht:
So viel gute alte Werte, echt, da wird mir echt schlecht!

Sei wachsam, präg' dir die Worte ein!
Sei wachsam, fall nicht auf sie rein!
Pass auf, dass du deine Freiheit nutzt,
Die Freiheit nutzt sich ab, wenn du sie nicht nutzt!
Sei wachsam, merk' dir die Gesichter gut!
Sei wachsam, bewahr dir deinen Mut.
Sei wachsam und sei auf der Hut!

Es ist 'ne Riesenkonjunktur für Rattenfänger,
Für Trittbrettfahrer und Schmiergeldempfänger,
'Ne Zeit für Selbstbediener und Geschäftemacher,
Scheinheiligkeit, Geheuchel und Postengeschacher.
Und die sind alle hochgeachtet und sehr anerkannt,
Und nach den schlimmsten werden Straßen und Flugplätze benannt.
Man packt den Hühnerdieb, den Waffenschieber lässt man laufen,
Kein Pfeifchen Gras, aber 'ne ganze Giftgasfabrik kannst du kaufen.
Verseuch' die Luft, verstrahl' das Land, mach ungestraft den größten Schaden,
Nur lass dich nicht erwischen bei Sitzblockaden!
Man packt den Grünfried, doch das Umweltschwein genießt Vertrau'n,
Und die Polizei muss immer auf die Falschen drauf hau'n.

Sei wachsam, präg' dir die Worte ein!
Sei wachsam, fall nicht auf sie rein!
Pass auf, dass du deine Freiheit nutzt,
Die Freiheit nutzt sich ab, wenn du sie nicht nutzt!
Sei wachsam, merk' dir die Gesichter gut!
Sei wachsam, bewahr dir deinen Mut.
Sei wachsam und sei auf der Hut!

Wir ha'm ein Grundgesetz, das soll den Rechtsstaat garantieren.
Was hilft's, wenn sie nach Lust und Laune dran manipulieren,
Die Scharfmacher, die immer von der Friedensmission quasseln,
Und unterm Tisch schon emsig mit dem Säbel rasseln?
Der alte Glanz in ihren Augen beim großen Zapfenstreich,
Abteilung kehrt, im Gleichschritt marsch, ein Lied und heim ins Reich!
„Nie wieder soll von diesem Land Gewalt ausgehen!“
„Wir müssen Flagge zeigen, dürfen nicht beiseite stehen!“
„Rein humanitär natürlich und ganz ohne Blutvergießen!“
„Kampfeinsätze sind jetzt nicht mehr so ganz auszuschließen.“
Sie zieh'n uns immer tiefer rein, Stück für Stück,
Und seit heute früh um fünf Uhr schießen wir wieder zurück!

Sei wachsam, präg' dir die Worte ein!
Sei wachsam, fall nicht auf sie rein!
Pass auf, dass du deine Freiheit nutzt,
Die Freiheit nutzt sich ab, wenn du sie nicht nutzt!
Sei wachsam, merk' dir die Gesichter gut!
Sei wachsam, bewahr dir deinen Mut.
Sei wachsam und sei auf der Hut!

Ich hab' Sehnsucht nach Leuten, die mich nicht betrügen,
Die mir nicht mit jeder Festrede die Hucke voll lügen,
Und verschon' mich mit den falschen Ehrlichen,
Die falschen Ehrlichen, die wahren Gefährlichen!
Ich hab' Sehnsucht nach einem Stück Wahrhaftigkeit,
Nach 'nem bisschen Rückgrat in dieser verkrümmten Zeit.
Doch sag die Wahrheit und du hast bald nichts mehr zu lachen,
Sie wer'n dich ruinier'n, exekutier'n und mundtot machen,
Erpressen, bestechen, versuchen, dich zu kaufen.
Wenn du die Wahrheit sagst, lass draußen den Motor laufen,
Dann sag sie laut und schnell, denn das Sprichwort lehrt:
Wer die Wahrheit sagt, braucht ein verdammt schnelles Pferd.

Sei wachsam, präg' dir die Worte ein!
Sei wachsam, fall nicht auf sie rein!
Pass auf, dass du deine Freiheit nutzt,
Die Freiheit nutzt sich ab, wenn du sie nicht nutzt!
Sei wachsam, merk' dir die Gesichter gut!
Sei wachsam, bewahr dir deinen Mut.
Sei wachsam und sei auf der Hut!

Reinhard Mey, 1996
Songtext von Sei wachsam © Gema

Der Samen

Ein König hatte drei Söhne und wollte einen von ihnen zu seinem Nachfolger bestimmen. Da sie aber alle drei sehr intelligent und mutig waren und somit gleich, wählte er einen anderen Weg: Er gab jedem seiner Söhne einen Sack mit Blumensamen und erklärte ihnen, dass er nun auf eine Reise gehen würde. „Ich werde einige Jahre fort sein und dies ist nun Eure Aufgabe: Diese Samen sollt ihr mir zurückgeben, wenn ich wiederkomme. Derjenige, der sie am besten behütet hat, soll mein Nachfolger sein.“

Der erste Sohn dachte: „Was soll ich nur mit diesen Samen anfangen?“ Er schloss sie in eine eiserne Truhe ein, denn wenn der Vater zurückkehren würde, sollte er sie ihm ja so übergeben, wie sie waren.

Der zweite Sohn dachte: „Wenn ich sie wegschließe, wie mein Bruder es getan hat, werden sie sterben. Und ein totes Samenkorn ist kein Samenkorn mehr.“ Also ging er auf den Markt, verkaufte die Samen und verwahrte das Geld. „Wenn mein Vater zurückkommt, werde ich zum Markt gehen, neue Samen kaufen und ihm bessere zurückgeben als die, die er mir gab.“

Der dritte Sohn aber ging in den Garten und säte die Samen in die Erde.

Als der Vater nach drei Jahren zurückkam, öffnete der erste Sohn seine Truhe: Die Samen waren alle verfault und stanken. Der Vater sagte: „Was, das sollen die Samen sein, die ich dir gab? Sie hätten zu Blumen aufblühen und wundervollen Duft verbreiten können – und diese Samen hier stinken! Das sind nicht meine Samen!“

Der zweite Sohn eilte zum Markt, kaufte Samen und überreichte sie seinem Vater. Der Vater sagte: „Aber dies sind nicht die gleichen Samen, die ich Dir überließ. Deine Idee war besser als die Deines Bruders, aber du bist nicht so tüchtig, wie ich dich gerne hätte.“

Dann ging er zum dritten Sohn, mit großer Hoffnung, aber auch mit Furcht. „Was mag er wohl getan haben?“ Der dritte Sohn ging mit ihm in den Garten. Dort blühten tausende Blumen. Und der Sohn sagte: „Dies alles wuchs aus den Samen, die Du mir gabst. Sobald sie reif sind, werde ich die Samen einsammeln und Dir geben.“ Der Vater antwortete: „Du bist mein Erbe, du hast den Samen am besten behütet und sogar noch vermehrt!“

Der chinesische Bauer

Eine Kurzgeschichte über Glück und Unglück

In einem Dorf in China, nicht ganz klein, aber auch nicht groß, lebte ein Bauer – nicht arm, aber auch nicht reich, nicht sehr alt, aber auch nicht mehr jung, der hatte ein Pferd. Und weil er der einzige Bauer im Dorf war, der ein Pferd hatte, sagten die Leute im Dorf: „Oh, so ein schönes Pferd, hat der ein Glück!“

Und der Bauer antwortete: „Wer weiß?!“

Eines Tages, eines ganz normalen Tages, keiner weiß weshalb, brach das Pferd des Bauern aus seiner Koppel aus und lief weg. Der Bauer sah es noch davongaloppieren, aber er konnte es nicht mehr einfangen. Am Abend standen die Leute des Dorfes am Zaun der leeren Koppel, manche grinsten ein bisschen schadenfreudig, und sagten: „Oh der arme Bauer, jetzt ist sein einziges Pferd weggelaufen. Jetzt hat er kein Pferd mehr, der Arme!“

Der Bauer hörte das wohl und murmelte nur: „Wer weiß?!“

Ein paar Tage später, sah man morgens auf der Koppel des Bauern das schöne Pferd, wie es mit einer wilden Stute im Spiel hin und herjagte: sie war ihm aus den Bergen gefolgt. Groß war der Neid der Nachbarn, die sagten: „Oh, was hat der doch für ein Glück, der Bauer!“

Aber der Bauer sagte nur: „Wer weiß?!“

Eines schönen Tages im Sommer dann stieg der einzige Sohn des Bauern auf das Pferd, um es zu reiten. Schnell war er nicht mehr alleine, das halbe Dorf schaute zu, wie er stolz auf dem schönen Pferd ritt. „Aah, wie hat der es gut!“

Aber plötzlich schreckte das Pferd, bäumte sich auf und der Sohn, der einzige Sohn des Bauern fiel hinunter und brach sich das Bein, in viele kleine Stücke, bis zur Hüfte. Und die Nachbarn schrien auf und sagten: „Oh, der arme Bauer, sein einziger Sohn! Ob er jemals wieder wird richtig gehen können? So ein Pech!“

Aber der Bauer sagte nur: „Wer weiß?!“

Einige Zeit später schreckte das ganze Dorf aus dem Schlaf, als gegen Morgen ein wildes Getrappel durch die Straßen lief. Die Soldaten des Herrschers kamen in das Dorf geritten und holten alle Jungen und Männer aus dem Bett, um sie mitzunehmen in den Krieg. Der Sohn des Bauern konnte nicht mitgehen. Und so mancher saß daheim und sagte: „Was hat der für ein Glück!“

Aber der Bauer murmelte nur: „Wer weiß?!“

Du bekommst, was du denkst - eine kluge Geschichte

Anregende Worte zum Nachdenken und zum Weiterschenken

Ein Mann lebte mit seinem Stand am Straßenrand und verkaufte Würstchen.

Er war schwerhörig, deshalb hatte er kein Radio. Er sah schlecht, deshalb las er keine Zeitung. Aber er verkaufte köstliche, heiße Würstchen.

Es sprach sich herum, und die Nachfrage stieg von Tag zu Tag.

Er investierte in einen größeren Stand, einen größeren Herd und musste immer mehr Wurst und Brötchen einkaufen.

Er holte seinen Sohn nach dessen Studium an der Universität zu sich, damit er ihn unterstützte.

Da geschah etwas ...

Sein Sohn sagte: „Vater, hast du denn nicht im Radio gehört, eine schwere Rezession kommt auf uns zu. Der Umsatz wird zurückgehen - du solltest nichts mehr investieren!“

Der Vater dachte: „Nun, mein Sohn hat studiert, er schaut täglich Fernsehen, hört Radio und liest regelmäßig den Wirtschaftsteil der Zeitung. Der muss es schließlich wissen.“

Also verringerte er seine Wurst- und Brötcheneinkäufe und sparte an der Qualität der eingekauften Waren.

Auch verringerte er seine Kosten, indem er keine Werbung mehr machte.

Und das Schlimmste: Die Ungewissheit vor der Zukunft ließ ihn misstrauisch werden im Umgang mit seinen Kunden.

Was daraufhin passierte? Es ging blitzschnell: Sein Absatz an heißen Würstchen ging drastisch zurück.

„Du hast Recht mein Sohn, sagte der Vater, es steht uns tatsächlich eine schwere Rezession bevor.“

Wir konnten leider keinen Urheber/Verfasser/Autor finden.

Angst ist ein schlechter Heiler

Einst saß ein alter, weiser Mann unter einem Baum, als der Seuchengott des Weges kam. Der Weise fragte ihn: „Wohin gehst Du?“
Und der Seuchengott antwortete ihm: „Ich gehe in die Stadt und werde dort hundert Menschen töten.“

Auf seiner Rückreise kam der Seuchengott wieder bei dem Weisen vorbei. Der Weise sprach zu ihm: „Du sagtest mir, dass Du hundert Menschen töten wolltest. Reisende aber haben mir berichtet, es wären zehntausend gestorben.“

Der Seuchengott aber sprach: „Ich tötete nur hundert. Die anderen hat die eigene Angst umgebracht.“

(Aus dem Zen-Buddhismus)

Vertrauen und Gelassenheit - eine weise Geschichte

In der Hauptstadt seines Landes, lebte ein guter und gerechter König. Oft verkleidete er sich und ging unerkannt durch die Straßen, um zu erfahren, wie es um sein Volk stand.

Eines Abends geht er vor die Tore der Stadt. Er sieht aus einer Hütte einen Lichtschein fallen und erkennt durch das Fenster: Ein Mann sitzt allein an seinem zur Mahlzeit bereiteten Tisch und ist gerade dabei, den Lobpreis zu Gott über das Mahl zu singen. Als er geendet hat, klopft der König an der Tür: „Darf ein Gast eintreten?“ „Gerne“, sagt der Mann, „komm, halte mit, mein Mahl reicht für uns beide!“ Während des Mahles sprechen die beiden über dieses und jenes. Der König - unerkannt - fragt: „Wovon lebst du? Was ist dein Gewerbe?“ „Ich bin Flickschuster“, antwortete der Mann. „Jeden Morgen gehe ich mit meinem Handwerkskasten durch die Stadt und die Leute bringen mir ihre Schuhe zum Flicken auf die Straße“.

Der König: „Und was wird morgen sein, wenn du keine Arbeit bekommst?“ „Morgen?“, sagte der Flickschuster, „Morgen? Gott sei gepriesen Tag um Tag!“

Als der Flickschuster am anderen Tag in die Stadt geht, sieht er überall angeschlagen: Befehl des Königs! In dieser Woche ist auf den Straßen meiner Stadt jede Flickschusterei verboten! Sonderbar, denkt der Schuster. Was doch die Könige für seltsame Einfälle haben! Nun, dann werde ich heute Wasser tragen; Wasser brauchen die Leute jeden Tag.

Am Abend hatte er so viel verdient, dass es für beide zur Mahlzeit reichte. Der König, wieder zu Gast, sagt: „Ich hatte schon Sorge um dich, als ich die Anschläge des Königs las. Wie hast Du dennoch Geld verdienen können?“ Der Schuster erzählt von seiner Idee, Wasser für jedermann zu holen und zu tragen, der ihn dafür entlohnen konnte. Der König: „Und was wird morgen sein, wenn du keine Arbeit findest?“ „Morgen? Gott sei gepriesen Tag um Tag!“

Als der Schuster am anderen Tag in die Stadt geht, um wieder Wasser zu tragen, kommen ihm Herolde entgegen, die rufen: Befehl des Königs! Wassertragen dürfen nur solche, die eine Erlaubnis des Königs haben! Sonderbar, denkt der Schuster, was doch die Könige für seltsame Einfälle haben. Nun, dann werde ich Holz zerkleinern und in die Häuser bringen. Er holte seine Axt, und am Abend hatte er so viel verdient, dass das Mahl für beide bereitet war. Und wieder fragte

der König: „Und was wird morgen sein, wenn du keine Arbeit findest?“ „Morgen? Gott sei gepriesen Tag um Tag!“

Am anderen Morgen kam dem Flickschuster in der Stadt ein Trupp Soldaten entgegen. Der Hauptmann sagte: „Du hast eine Axt. Du musst heute im Palasthof des Königs Wache stehen. Hier hast du ein Schwert, lass deine Axt zu Hause!“

Nun musste der Flickschuster den ganzen Tag Wache stehen und verdiente keinen Pfennig. Abends ging er zu seinem Krämer und sagte: „Heute habe ich nichts verdienen können. Aber ich habe heute Abend einen Gast. Ich gebe Dir das Schwert ...“ - er zog es aus der Scheide - „... als Pfand! Gib mir, was ich für das Mahl brauche.“ Als er nach Hause kam, ging er zuerst in seine Werkstatt und fertigte ein Holzschwert, das genau in die Scheide passte.

Der König wunderte sich, dass auch an diesem Abend wieder das Mahl bereitet war. Der Schuster erzählte alles und zeigte dem König verschmitzt das Holzschwert. „Und was wird morgen sein, wenn der Hauptmann die Schwerter inspiziert?“ „Morgen? Gott sei gepriesen Tag um Tag!“

Als der Schuster am anderen Morgen den Palasthof betritt, kommt ihm der Hauptmann entgegen, an der Hand einen gefesselten Gefangenen: Das ist ein Mörder. Du sollst ihn hinrichten!“ „Das kann ich nicht“, rief der Schuster voll Schrecken aus. „Ich kann keinen Menschen töten!“ „Doch, du musst es! Es ist Befehl des Königs!“ Inzwischen hatte sich der Palasthof mit vielen Neugierigen gefüllt, die die Hinrichtung eines Mörders sehen wollten. Der Schuster schaute in die Augen des Gefangenen. Ist das ein Mörder? Dann warf er sich auf die Knie und mit lauter Stimme, so dass alle ihn beten hörten, rief er: „Gott, du König des Himmels und der Erde: Wenn dieser Mensch ein Mörder ist und ich ihn hinrichten soll, dann mache, dass mein Schwert aus Stahl in der Sonne blitzt! Wenn aber dieser Mensch kein Mörder ist, dann mache, dass mein Schwert aus Holz ist!“

Alle Menschen schauten atemlos zu ihm hin. Er zog das Schwert, hielt es hoch - und siehe: es war aus Holz. Gewaltiger Jubel brach aus. In diesem Augenblick kam der König von der Freitreppe seines Palastes, ging geradewegs auf den Flickschuster zu, gab sich zu erkennen, umarmte ihn und sagte: „Von heute an, sollst du mein Ratgeber sein!“

<https://www.lichtkreis.at/gedankenwelten/weise-geschichten/vertrauen-gelassenheit/>

Die Taube

Zwei Sucher kamen zu einem Meister und fragten, ob sie bei ihm bleiben und Unterricht nehmen dürften.

Der Meister wollte sie erst auf die Probe stellen.

Er gab beiden Suchern eine Taube und sagte: „Gehe zu einem Platz, wo dich niemand sieht und töte die Taube.“

Der eine Sucher verschwand ohne Zögern hinter einer Mauer und tötete die Taube.

Der andere Sucher lief den ganzen Tag auf der Suche nach einem Ort, an dem er die Taube ungesehen töten konnte, umher, kam aber schließlich abends mit dem immer noch lebenden Vogel zurück.

Der Meister fragte ihn: „Nun, hast du keinen geeigneten Ort gefunden?“

„Nein, Meister. Es gab nirgendwo einen Ort, an dem ich nicht stets gesehen wurde.“

„Oh, und wer hat dich denn immer gesehen?“ fragte der Meister.

„Die Taube,“ antwortete der Sucher.

Dieser Sucher durfte bleiben. Der andere Sucher wurde weggeschickt.

Aus: geschichen-netzwerk.de
Verlag in der Aue, Gabi Steinbach

Die Puppe

Mit 40 Jahren schlenderte Franz Kafka (1883 - 1924), der nie geheiratet und keine Kinder hatte, durch den Berliner Steglitz-Park, als er ein junges Mädchen traf, das sich die Augen ausweinte, weil es seine Lieblingspuppe verloren hatte. Sie und Kafka suchten erfolglos nach der Puppe. Kafka sagte ihr, sie solle ihn am nächsten Tag dort treffen und sie würden wieder suchen.

Am nächsten Tag, als sie die Puppe immer noch nicht gefunden hatten, gab Kafka dem Mädchen einen von der Puppe „geschriebenen“ Brief, in dem stand: „Bitte nicht weinen. Ich bin auf eine Reise gegangen, um die Welt zu sehen. Ich werde dir von meinen Abenteuern schreiben.“

So begann eine Geschichte, die bis zum Ende von Kafkas Leben weiterging.

Als sie sich trafen, las Kafka seine sorgfältig verfassten Briefe mit Abenteuern und Gesprächen über die geliebte Puppe vor, die das Mädchen bezaubernd fand. Schließlich las Kafka ihr einen Brief mit der Geschichte vor, die die Puppe nach Berlin zurückbrachte, und er schenkte ihr dann eine Puppe, die er gekauft hatte.

„Die sieht meiner Puppe überhaupt nicht ähnlich“, sagte sie. Kafka übergab ihr einen weiteren Brief, in dem er erklärte: „Meine Reisen, sie haben mich verändert.“ Das Mädchen umarmte die neue Puppe und nahm sie mit nach Hause. Ein Jahr später starb Kafka.

Viele Jahre später fand das nun erwachsene Mädchen einen Brief in einer unbemerkten Spalte der Puppe.

In dem winzigen, von Kafka unterschriebenen Brief stand: „Alles, was du liebst, geht wahrscheinlich verloren, aber am Ende wird die Liebe auf eine andere Art zurückkehren.“

Quelle: Unbekannt

Die Steinsuppe



S. Hofschlaeger / pixelio.de

Einmal zog ein Vagabund mit seinem Wagen in ein Dorf. Er klopfte am nächstgelegenen Haus. „Es gibt in der ganzen Gegend nix mehr zu essen“, teilte man ihm mit, bevor er überhaupt den Mund aufmachen konnte. „Oh, ich habe alles, was ich brauche“, winkte er ab. „Ich will eine Steinsuppe kochen und bräuchte nur einen Topf. Ihr seid alle eingeladen!“

Zögernd gab man ihm einen Topf. Er füllte ihn mit Wasser und machte ein Feuer darunter. Dann holte er einen grauen Stein aus seiner Tasche und legte ihn ins Wasser.

Mittlerweile waren alle Dörfler neugierig erschienen. „So“, sagte der Vagabund zu sich selbst, „ich liebe diese Steinsuppe. Ich hatte auch schon mal eine Steinsuppe mit Kohl, die war natürlich kaum noch zu übertreffen.“

„Hmm“, meinte eine alte Frau, „so einen Kohl hätt ich noch“, und holte ihn herbei.

Der Metzger brummte: „Was ist schon Kohl ohne Fleisch?“

„Und Kartoffeln“ rief eine andere Frau, „in eine Suppe gehören doch auch Kartoffeln. Ein paar müsste ich noch haben.“

Zwiebeln tauchten auf, Möhren und Pilze – die Suppe dampfte und roch so gut, dass allen das Wasser im Mund zusammenlief.

Und schließlich saßen sie beisammen, jeder mit seinem Teller, und sie nahmen ein zweites und ein drittes Mal nach, und es wurde ein Fest. Ja wirklich, ein richtiges Fest.

Ein Engel

Ein Engel, der dir richtig zuhört,
der das verjagt, was dich nachts in deiner Ruhe stört,
ein Engel, der dich mal im Arm hält
und der im Winter deine Heizung auf warm stellt.
Ein Engel, der dir einen Brief schreibt,
der mit dir wach bleibt, wenn die Angst dich umtreibt,
und der sich für dich den Kopf zerbricht.
Du sagst: „Diesen Engel gibt es nicht.“

Ein Engel, der dir wieder Mut macht
und diesen Job immer wieder richtig gut macht,
ein Engel, der dir einen ausgibt
und dich bei Sonnenschein energisch aus dem Haus schiebt.
Ein Engel, der dir freundlich zuwinkt,
mit dir Kaffee trinkt, dich zu deinem Glück zwingt
und der manchmal mit dir Klartext spricht.
Du sagst: „Diesen Engel gibt es nicht.“

Doch dieser Engel ist da,
um dich zu schützen und zu halten.
dieser Engel ist da,
jeden Tag, in verschiedenen Gestalten.
Er lässt dich nie im Regen stehn.
Er lässt dich nie allein.
Doch er ist leicht zu übersehn,
denn er kann überall sein

Songtext von WISE GUYS

Die Geschichte von der weisen Frau und dem wertvollen Stein Ein besonderes Geschenk

Eine weise Frau reiste durch die Berge. Eines Tages fand sie dort in einem Bachlauf einen sehr, sehr wertvollen Stein.

Am nächsten Tag traf sie einen Wanderer.

Der Mann war hungrig, und die weise Frau öffnete ihre Tasche, um mit ihm ihr Brot zu teilen. Da sah der Wanderer den wundervollen Stein in ihrer Tasche. „**Gib mir den Stein**“, sagte er.

Die Frau reichte dem Mann ohne jedes Zögern den Stein. Der machte sich schnell davon, denn ihm war klar, dass der Stein sehr, sehr wertvoll war und dass er nun den Rest seines Lebens sorgenfrei verbringen konnte.

Einige Tage später kam der Mann jedoch zurück zu der weisen Frau und gab ihr den Stein wieder.

„Ich habe nachgedacht“, sagte er. „Ich weiß, wie wertvoll dieser Stein ist. Und ich gebe ihn dir zurück. Das tue ich in der Hoffnung, dass du mir etwas viel Wertvolleres dafür schenken kannst! Bitte gib mir etwas davon, was es dir möglich machte, mir diesen Stein zu schenken.“

Quelle: <https://wissen-agentur.de/blog/?p=2292>

Vom Wert der Dinge und der Menschen

Im Rahmen eines Seminars mit sehr vielen Teilnehmern hielt der Trainer einen 50-Euro-Schein in die Luft.

Er fragte: „Wer von Ihnen möchte diesen 50-Euro-Schein haben?“

Überall gingen Hände hoch.

„Ok, einen kleinen Moment“, sagte er und zerknüllte den 50-Euro-Schein.

„Wer möchte diesen nun zerknüllten 50-Euro-Schein haben?“

Wieder gingen die Hände in die Luft.

„Ok, warten Sie“, sagte er und warf den zerknüllten 50-Euro-Schein auf den Boden und trat mit seinen Schuhen darauf herum, bis der Schein zerknittert und voller Schmutz war. Er hob ihn an einer Ecke auf und hielt ihn wieder in die Luft.

„Und wer von Ihnen möchte diesen dreckigen, zerknitterten 50-Euro-Schein immer noch haben?“ Und erneut waren die Hände in der Luft.

„Sehen Sie, Sie haben gerade eine sehr wertvolle Lektion erfahren. Was immer ich auch mit dem Geldschein machte, wie schmutzig und zerknittert er auch ist, es hat nichts an seinem Wert geändert. Es sind immer noch 50 Euro.

So oft in unserem Leben werden wir selbst fallen gelassen, sind am Boden zerstört und kriechen vielleicht im Schmutz - und fühlen uns wertlos.

Aber all das ändert ebenso wenig etwas an unserem Wert wie das, was ich mit diesem Schein tat, seinen Wert änderte.

Der Wert von jedem einzelnen von uns bleibt immer erhalten, wie schmutzig, arm oder verloren wir auch immer sein werden.“

Eine Geschichte zum Nachdenken

Mein Großvater bat mich eines Tages, mit meinem Spinnrad in sein Zimmer zu kommen. Ich trat ein und freute mich, da ich annahm, wir würden eines der üblichen Gespräche miteinander führen und Baumwolle spinnen. Stattdessen bat er mich, das Spinnrad zu zerlegen.

Ich wunderte mich, doch ich zerlegte es wie geheißen in seine vielen Einzelteile. Inzwischen hätte ich wissen müssen, dass Bapuji, wenn er um etwas bat, einen Grund dafür hatte.

Nun schlug er mir vor, etwas Baumwolle zu spinnen. „Wie soll das gehen? Mein Spinnrad ist zerlegt.“

„Na schön, dann bau es zusammen.“

Etwas verärgert über diese Zeitverschwendung machte ich mich daran, es wieder zusammenzufügen. Ich war fast fertig, da langte er herüber, griff unter das Rad und nahm eine kleine Feder heraus. Er hielt sie in der Hand, und es war klar, dass er nicht vorhatte, sie mir zurückzugeben.

„Ohne die Feder wird es nicht funktionieren“, sagte ich.

„Warum nicht? Es ist doch nur ein winziges Teilchen.“

„Ja, aber ohne geht es eben nicht.“

„Ach, es ist so winzig, es kann nicht viel ausmachen.“ Er tat als müsse er seine Augen anstrengen, um es überhaupt zu sehen. „Es gelingt dir sicher, das Spinnrad auch so zum Laufen zu bekommen.“

„Nein, das bekomme ich nicht hin“, sagte ich bestimmt.

„Ganz genau“, sagte Bapuji erfreut. Er wartete, bis die Lektion in meinem Bewusstsein angekommen war.

„Jedes Teil ist entscheidend und trägt zum Ganzen bei. Diese kleine Feder ist nötig, um das Spinnrad zum Laufen zu bringen. Und genauso ist jeder einzelne Mensch, jede einzelne Stimme in der Gesellschaft wichtig. Keiner und keine ist überflüssig oder unwichtig. Wir alle bilden gemeinsam einen Klang.“

Diese Geschichte ist dem Buch „Wut ist ein Geschenk! – Das Vermächtnis meines Großvaters Mahatma Gandhi“ von Anrun Gandhi entnommen, einem der Enkel von Mahatma Gandhi.

Der etwa zehnjährige Anrun war längere Zeit in der Obhut seines Großvaters. Dieser war für seinen Enkel aber nicht der in aller Welt als Mahatma verehrte, sondern einfach nur Bapuji, der freundliche Großvater, von dem seine Eltern oft erzählt hatten.

Geschichte des Monats August 2019

Liebe Eltern,

die Prüfungen Ihrer Kinder stehen kurz bevor. Ich weiß, dass Sie alle hoffen, dass Ihr Kind gut abschneiden wird.

Aber bitte denken Sie daran, dass unter den Schülern bei der Prüfung ein Künstler sein wird, der Mathe nicht verstehen muss. Unter ihnen ist auch ein Unternehmer, dem die Geschichte der englischen Literatur egal ist. Unter ihnen ist ein Musiker, dessen Chemie-Note nicht wichtig ist.

Wenn ihr Kind gute Noten bekommt, dann ist das super! Und wenn das nicht der Fall ist, dann rauben Sie ihm bitte nicht sein Selbstbewusstsein und seine Würde. Sagen Sie Ihrem Kind, dass es okay ist. Es ist nur eine Prüfung.

Ihr Kind ist für viel größere Dinge bestimmt. Sagen Sie Ihrem Kind, dass sie es lieben und es nicht verurteilen werden, egal, welche Noten es bekommt. Sie werden sehen, wie Ihr Kind die Welt erobern wird.

Eine Prüfung oder eine schlechte Note wird es nicht seines Talents berauben. Und bitte glauben Sie nicht, dass Ärzte und Ingenieure die einzigen glücklichen Menschen auf der Welt sind.

Ihr Schulleiter

Diese Geschichte bekam ich von Özlem aus unserer ElternbegleiterInnen-Gruppe in Hamm

Das Wunder

Einst geschah in einem Dorf ein Wunder: Der Fluss trat über die Ufer, doch das Wasser, das alles zu zerstören drohte, was sich ihm in den Weg stellte, machte wundersamer Weise am Rand des Dorfes halt, ohne irgendeinen Schaden anzurichten.

Der Rabbi des Dorfes dankte Gott für das Wunder und dieser antwortete: „Es ist Samuels Bittgebeten zu verdanken, denn sie haben mich gerührt.“

Der große Rabbi ging zu Samuel, den alle für den Dorfnarren hielten und fragte ihn: „Welches Gebet hast du denn an Gott gerichtet, als der Fluss über die Ufer trat?“

„Ich wusste nicht, welche Worte ich wählen sollte“, sagte Samuel, „Ich hatte mein Gebetbuch nicht dabei und ich hätte auch nicht gewusst, welches ich auswählen sollte Also betete ich das ABC herunter und sagte zu Gott: Herr, hier sind alle Buchstaben. Sortiere sie doch bitte und forme aus ihnen das beste Gebet, um dieses Dorf zu schützen.“

Dankbarkeit ist eine Haltung

Ein 92jähriger Mann beschloss nach dem Tod seiner Frau, ins Altersheim zu gehen. Die Wohnung schien ihm zu groß, und er wollte für seine letzten Tage auch noch ein bisschen Gesellschaft haben, denn er war geistig noch in guter Verfassung.

Im Heim musste er lange in der Halle warten, ehe ein junger Mann zu ihm kam und mitteilte, dass sein Zimmer nun fertig sei. Er bedankte sich und lächelte seinem Begleiter zu, während er, auf seinen Stock gestützt, langsam neben ihm herging.

Bevor sie den Aufzug betraten erhaschte der Alte einen Blick in eines der Zimmer und sagte: „Mir gefällt es sehr gut.“ Sein junger Begleiter war überrascht und meinte, er habe doch sein Zimmer noch gar nicht gesehen.

Bedächtig antwortete der alte Mann. „Wissen Sie, junger Mann, ob ich den Raum mag oder nicht, hängt nicht von der Lage oder der Einrichtung, sondern von meiner Einstellung ab, von der Art, wie ich ihn sehen will. Und ich habe mich entschieden, glücklich zu sein. Diese Entscheidung treffe ich jeden Morgen, wenn ich aufwache, denn ich kann wählen.“

Ich kann im Bett bleiben und damit hadern, dass mein Körper dies und jenes nicht mehr so reibungslos schafft - oder ich kann aufstehen und dankbar sein für alles, was ich noch kann. Jeder Tag ist ein Geschenk, und solange ich meine Augen öffnen kann, will ich sie auf den neuen Tag richten, und solange ich meinen Mund öffnen kann, will ich Gott danken für all die glücklichen Stunden, die ich erleben durfte und noch erleben darf.

Sie sind noch jung, doch nehmen Sie sich den Rat eines alten Mannes zu Herzen. Deponieren Sie alles Glück, alle Freude, alle schönen Erlebnisse als Erinnerungen auf einem Spezialkonto, um im Alter über einen Schatz zu verfügen, von dem Sie zehren können, wann immer Sie dessen bedürfen. Es liegt an Ihnen, wie hoch die Einlagen auf dem Konto sind.

Ich verrate Ihnen noch zwei einfache Tricks, mit denen Sie ihr Konto rasch wachsen lassen können:

„Hegen Sie in Ihrem Herzen nur Liebe, und in ihren Gedanken nur Freude. In dem Bewusstsein, so ein Konto zu besitzen, verliert die Zukunft ihre Ungewissheit und der Tod seine Angst.“

Der junge Mann hatte staunend zugehört und bedankte sich nun mit einem strahlenden Leuchten in seinen Augen. Freudig drückte er den Arm des Alten und meinte: „Vielen Dank, soeben habe ich ein Erinnerungs-Konto bei meiner Bank eröffnet, und dieses Gespräch ist die erste Einlage.“

Mit diesen Worten öffnete er die Tür, um dem neuen Bewohner sein Zimmer zu zeigen.

Mit einem Schmunzeln sagte dieser: „Mir gefällt es sehr gut.“

(eingesandt von einem unbekannten Mitglied der Alzheimer Gesellschaft Kreis Euskirchen e. V.)

Geschichte des Monats Mai 2019

Man sieht es den Leuten doch an

Sieben Uhr zehn beim Bäcker M. in der O-Straße in Ramersdorf. Eine Schlange von Leuten wartet an der Theke. Ein ca. 14-jähriger, etwas dicklicher Junge mit glänzenden schwarzen Locken ist dran.

Sicher kein Deutscher, denkt die Schlange. Er zahlt mit einem größeren Geldschein. Die Bäckersfrau nörgelt, ob er es nicht kleiner habe. Nein, habe er nicht. Er schaut auf die Straße, wo ein großer Mercedes mit laufendem Motor steht. Am Steuer ein korpulenter Mann, ebenfalls mit öligen schwarzen Haaren. Kann der nicht seinen Motor ausmachen? Das machen wir hier in Deutschland so.

Der Junge nimmt sein Wechselgeld und die große Brötchentüte und geht. Ja, so sind sie, diese Ausländer, von der Sozialhilfe leben und mit dicken Autos rumfahren. Die ältere Dame vor mir in der Schlange erwartet meine Zustimmung. Ich sage nichts, weil meine eigenen Gedanken schon ein bisschen in die gleiche Richtung gedriftet waren, aber das will ich nicht zugeben.

Der Junge kommt wieder herein, die Geldscheine noch so in der Hand, wie er sie entgegengenommen hatte. Er drängelt sich zur Theke vor, hält der Bäckersfrau die Scheine hin und sagt: „Sie haben mir falsch rausgegeben.“ Aha, denkt die ganze Schlange, der gute alte Wechselgeldtrick! Zigeuner oder was? Aber nicht mit uns, wir stehen der Bäckersfrau bei, und wenn wir den Lummel eigenhändig verprügeln müssen. Und den unsympathischen, fetten Vater draußen in seinem stinkenden Auto gleich mit. Die sollen mal sehen, dass so was bei uns hier nicht läuft.

„Was soll falsch sein?“ fragt die Bäckersfrau.

Jetzt sind wir gespannt, wie er das anstellt. Er wird sagen, er habe mit einem Hunderter bezahlt aber nur auf einen Fünziger Wechselgeld herausbekommen.

„Es war alles korrekt“, behauptet ein großer Mann in weißem Overall, „ich hab's gesehen“. Er bekommt einen dankbaren Blick von der Bäckersfrau.

Die ältere Dame vor mir schimpft: „Hab ich mir doch gleich gedacht, dass das hier eine Betrügerbande ist. Geben Sie ihm ja nichts, das ist ein abgekartetes Spiel, hab ich schon mal im Kino gesehen.“

„Papermoon hieß der Film“, denke ich, aber sage es nicht. Ich überlege, ob ich den Betrug irgendwie verhindern kann. Die Polizei rufen? Den Burschen einfach festhalten.

„Sieh zu, dass Du Land gewinnst!“ brüllt ein weiterer Mann aus der Schlange. Zustimmendes Gemurmel. Der Junge hält seine Hand mit dem Geld unbeirrt der Bäckersfrau entgegen. „Hast du nicht gehört? Verschwinde!“ Das war wieder der Mann mit dem Overall. „Das könnt ihr in Rumänien machen oder in Albanien, oder wo ihr herkommt, aber nicht hier bei uns, verstanden?“

Der Junge ignoriert ihn. Ziemlich abgebrüht, der Kleine, denke ich noch, dann sagt er:

„Sie haben auf 100 Euro rausgegeben, ich habe aber nur mit einem 50er bezahlt. Nehmen Sie bitte zurück.“

Die Geschichte beruht auf einer von dem Hobbydichter Oleolegua erlebten Begebenheit:

<https://www.leselupe.de/lw/titel-vorurteile-121965.htm>

Die Adlergeschichte

Es gibt eine schöne Geschichte über einen Adler, der zusammen mit Hühnern großgezogen wurde. Dieser Adler glaubte dann auch, er sei ein Huhn, und verbrachte den ganzen Tag mit Körnerpicken.

Eines Tages entdeckte ein Vogelliebhaber den Adler und nahm sich vor, aus diesem Hühneradler wieder das zu machen, was er war, ein König der Lüfte, ein Adler eben.

Zuerst ging er in den Hühnerstall und hob den Adler in die Höhe. Der Adler flatterte mit seinen Flügeln und zeigte deutlich seine versteckte Kraft. Der Vogelliebhaber sagte zu ihm: „Breite deine Flügel aus und flieg davon! Du bist kein Huhn, du bist der König der Lüfte. Du kannst doch hoch hinauffliegen. Sei nicht zufrieden mit dem Hühnerleben!“ Doch der Adler plumpste zu Boden und machte sich sogleich wieder ans Körnerpicken, wie es alle Hühner taten.

Während Tagen versuchte es der Vogelliebhaber immer und immer wieder. Aber der Adler blieb bei den Hühnern. Etwas verärgert packte der Vogelliebhaber den Adler eines Tages in einen Käfig und fuhr mit ihm in die Berge. Er setzte den Käfig auf einen Felssprung und öffnete die Käfigtür. Der Adler guckte ihn jedoch nur seltsam an und blinzelte mit seinen Augen. Vorsichtig nahm der Vogelliebhaber den Adler aus dem Käfig und setzte ihn auf einen Felsen. Der Adler schaute in den Himmel und bereitete wieder seine wunderschönen Flügel aus. Zum ersten Mal schien es, als würde er in sich etwas anderes als ein Huhn fühlen. Als der Adler in die Tiefe blickte, fingen seine Flügel an zu zittern. Der Vogelliebhaber merkte, dass der Adler furchtbar gern fliegen wollte, dass ihm jedoch die Angst im Weg stand. Er schubste den Adler sorgfältig in Richtung Abgrund, doch der Adler zitterte nur und flog nicht. Nach mehreren Versuchen setzte sich der Vogelliebhaber enttäuscht hin und wusste nicht mehr, was er tun kann. „Wie kann ich dem Adler das Fliegen beibringen?“ fragte er sich. Er schaute herum und ließ das Bergpanorama auf sich wirken. Als er die Bergspitze betrachtete, kam ihm plötzlich die Antwort.

Er packte den Adler wieder in den Käfig und kletterte mit ihm bis zu einem der Gipfel. Dort waren die Adler. Dort hatten sie ihre Nester. Von dort flogen sie mit kräftigen Flügelschlägen hinaus. Der Adler beobachtete das alles sehr aufmerksam, und sobald er aus dem Käfig war, streckte er seine Flügel aus, flatterte und hüpfte erfolglos auf dem Felsen herum. Plötzlich rutschte er ab, weil die Sonne ihn blendete. Doch wie er stürzte, merkte er auf einmal, dass er ja mühelos fliegen konnte, genau wie die anderen Adler. Er entdeckte, wer er war, ein Adler! Befreit und wie berauscht kreiste er einige Male um die Bergspitze und flog schließlich davon.

(eine Geschichte aus Ghana)

Der Gärtner und die Tulpe

Eine Geschichte über "Inneres Wachstum" von Ulrich Peters

In einem Lagerschuppen nahe einem Garten lebte einmal eine zufriedene und bequeme Tulpenzwiebel. Vielleicht wäre sie dort alt geworden, wenn sie der Gärtner nicht eines Tages ergriffen hätte, um sie einzupflanzen.

„Es ist an der Zeit“, sagte er zu ihr. „Heute ist die Stunde für dich gekommen, das Leben kennen zu lernen.“ „Deine rätselhaften Worte machen mir Angst“, entgegnete die Tulpenzwiebel mit zitternder Stimme. „Das Leben zu lernen scheint mir nicht so verheißungsvoll zu sein, wie du es sagst. Es ist so ungewiss, was aus mir werden wird. Stimmt es denn, dass man in die tiefe dunkle Erde muss und ganz schmutzig wird? In dem Lagerschuppen, in dem ich bisher lebte, war alles sauber. Ich war bei meinen Freunden und fühlte mich geborgen.“ „Du wirst dein Leben in dieser sauberen, wohl behüteten Umgebung nicht finden. Du wirst dich auf die Suche machen müssen, sonst vertrocknest du zu einer alten, dünnen Zwiebel. Das Leben würde nie in dir aufbrechen, wenn du so bleiben willst, wie du jetzt bist. Du wirst es nur finden, wenn du bereit bist, zu wachsen.“

„Aber wenn du mich eingräbst, dann sterbe ich“, wehrte sich die Tulpenzwiebel immer noch. „Was heißt schon sterben“, entgegnete der Alte. „Du siehst es nur von einer Seite. Aus dem Dunkel der Erde wächst dein neues Leben. Du stirbst nicht, du wirst verwandelt. Je mehr du deine alte Gestalt aufgibst, desto mehr kann eine neue geboren werden, die dir selbst und den Menschen gefallen wird. Werde die, die du wirklich bist!“ „Das klingt fremd für mich, Gärtner: Werde die, die du wirklich bist? Ich bin doch schon jemand, eine Tulpenzwiebel.“

„In dir steckt noch viel mehr, als du jetzt zu sehen vermagst. Du darfst nicht glauben, dass das, was du noch nicht erkennen kannst, deshalb nicht vorhanden sei. Alles Sichtbare wächst aus dem Verborgenen. Du bist ein Same voll blühender Zukunft, voll unendlicher Lebensmöglichkeiten, die tief verborgen in dir schlafen und nur darauf warten, geweckt zu werden.“ „Aber ist das Licht der Sonne denn nicht genug, um meine Lebenskraft zu wecken? Warum muss ich das Dunkel und die Schwere der Erde ertragen?“

„So einfach, wie du denkst, ist es mit dem Leben nicht“, erklärte der Gärtner. „Manches, was dir heute weh tut und als Unglück erscheint, kann morgen dein Glück bedeuten. Nicht nur das Licht der Sonne fördert unsere Fähigkeiten und unsere Lebensenergie, sondern auch das Dunkel und die Erde helfen uns zum Wachsen und Reifen, wie nur sie es vermögen.“

Nachdem er das gesagt hatte, grub der alte Gärtner ein Loch und pflanzte die Tulpenzwiebel ein. Kurze Zeit sah sie noch einen Lichtpunkt über sich, dann aber umgab sie undurchdringliche Finsternis. Die lange, beschwerliche Zeit des Wachsens begann. „Jetzt ist es bald zu Ende mit mir“, jammerte die kleine Tulpenzwiebel. „Es hätte so schön sein können, aber nun vergeht mein

Leben in der Erde!“ Und sie schien sogar Recht zu haben. Denn ihre Gestalt veränderte sich mehr und mehr. Sie war nicht länger eine glatte, wohlgeformte Zwiebel, sondern begann runzlig und schrumpelig zu werden. Aber sie bemerkte auch, wie sich tief in ihr etwas regte und bewegte, von dem sie nicht sagen konnte, was es war. Dieses Gefühl in ihrem Innern versetzte sie für viele Wochen in unbekannte Unruhe. Nach langen, traurig-düsteren Tagen durchfuhr sie ein heftiger Schmerz, als ob eine Lanze sie aus ihrer Mitte heraus durchbohre. Diese Wunde eröffnete ihr einen neuen Lebensraum. Der Panzer ihres bisherigen Lebens war durchbrochen. An die Stelle abgrundtiefer Finsternis trat wenig später taghelles, wärmendes Licht: Ihr erster Trieb hatte nämlich die Zwiebelschale und den Erdboden durchdrungen. Das flimmernde Sonnenlicht, ein erfrischend prickelnder Luftzug und das vielstimmige Lied der Vögel umwarben sie nun.

„Das also meinte der Gärtner“, dachte die heranwachsende Blume. „Wachstum betrifft das ganze Wesen. Mein äußeres Wachsen ist ein Gleichnis für etwas noch Größeres und Schöneres, das tief innen in meiner Mitte beginnt und dann die Schale durchbricht, damit sich der Kern, mein eigentliches Wesen, entfalten kann.“ Sanft streichelten die Sonnenstrahlen den hellgrünen Trieb, der sich wohligh rälkelte und unter der Zärtlichkeit der Sonne wuchs. Es tat ihm gut, dass die Sonne ihn einfühlsam zum Leben lockte, ganz wie es seiner Kraft entsprach.

Mit der Zeit bildete sich am Schaft des Triebes eine Verdickung. Die Blüte reifte und reifte. „Noch lebst du nur für dich selber und verwendest deine Kraft auf die Entfaltung deines Wesens“, erklärte der Gärtner. „Aber bald wirst du ganz offen sein für das Lächeln der Sonne, für die Schmetterlinge, für den Wind und den Regen. Du wirst Farbe und Duft und Freude in die Welt tragen, um diesen Garten für alle lebendiger und bunter zu machen.

Dann wirst du blühen, kleine Blume, und es wird keine einzige Blume im großen Garten geben, die so ist wie du.“

„Es bereitet sich schon vor“, flüsterte die Knospe. „Es ist, als ob sich in mir Schale um Schale schöbe. Aber nicht so wie in der Zwiebel. Die Schalen fühlen sich viel zarter und verletzlicher an, wie Schmetterlingsflügel. Wann ist der Tag gekommen, an dem ich meine Knospe öffnen muss?“ „Du musst so weit in den Himmel hineinwachsen, wie du in die Tiefen der Erde verwurzelt bist. Dann ist deine Stunde gekommen. Du wirst es spüren. Bald würde das Knospengehäuse zu klein sein für die Blüte. Ihre Blätter begannen schon, sich auszuspannen und auszudehnen. Die erwachsende Tulpe versuchte, ihre Blütensegel wie Flügel zu weiten. Aber noch waren sie im Dunkel ihrer Knospe gefangen und mussten mit aller Kraft drängen, um die behütende Knospe aufzubrechen. Das war nicht leicht. Jeder Riss in der Schale schmerzte ein wenig.

Bald aber strömte helles Sonnenlicht durch die ersten Risse, ein wenig später begrüßte die junge Tulpe noch etwas zerknittert den sonnigen Tag. Langsam und vorsichtig tastend streckte sie ihre rotgelben, seidenen Blätter dem Licht entgegen. Sie ließ sich von der angenehmen Wärme durchströmen bis in die letzten Fasern.

Ein unbekanntes Glücksgefühl durchzitterte sie, und sie empfand sich zum ersten Mal als ganz frei. Sie fühlte sich so leicht wie das Licht und zugleich so schwer wie die Erde und spürte, dass beides – Himmel und Erde – als eine große Wirklichkeit zusammengehören.

Von der wahren Lehre und der Kunst, übers Wasser zu gehen

Einst ging ein gelehrter Derwisch, über letzte Erkenntnisse sinnend, an einem Flussufer spazieren. Plötzlich riss ihn ein lauter Schrei aus seinen Gedanken. Von irgendwo her hörte er den heiligen Ruf der Derwische. Doch als er genauer hinhörte, sagte er sich: „Was dieser Mann macht, ist völlig unsinnig. Wenn er den heiligen Ruf weiterhin falsch ausspricht, wird er sein Ziel nie erreichen. Ich muss ihm unbedingt mitteilen, dass er nicht YA HU, sondern U JA HU rufen muss. Wahrscheinlich hatte der Unglückliche nie eine richtige Anleitung erhalten und mühte sich nun ganz vergeblich, das große Ziel zu erreichen. Es ist meine Pflicht, unserem unwissenden Bruder den rechten Ruf beizubringen.“

Da die falschen Derwischrufe von der Insel mitten im Fluss kamen, wie er herausgefunden hatte, mietete er sich ein Boot und ruderte zu der Insel hinüber. Dort fand er eine ärmliche Schilfhütte, in der ein Mann saß, sich rhythmisch hin und her bewegte und dazu YA HU rief.

„Mein lieber Bruder“, sagte der gelehrte Derwisch, „zufällig habe ich Deine Rufe gehört, und jetzt bin ich gekommen, um dich darauf aufmerksam zu machen, dass Du den Derwischruf falsch aussprichst. Ich halte es als Glaubensbruder für meine Pflicht, Dir den richtigen Ruf beizubringen, denn: Verdient macht sich, wer Rat gibt, genauso wie der, der Rat annimmt. Du musst den heiligen Ruf so aussprechen“, und er machte es dem anderen einige Male vor.

Der Inselderwisch dankte ihm für die Belehrung, und der gelehrte Derwisch stieg wieder in sein Boot und begann, zum Ufer zurück zu rudern. Er fühlte sich sehr zufrieden und guter Dinge, schließlich hatte er eine gute Tat vollbracht. Denn hieß es nicht, wer die heilige Formel richtig ausspreche, könne sogar über Wasser gehen? Er selbst hatte es zwar noch nie gesehen, aber er hoffte, dieses Ziel eines Tages selbst zu erreichen.

Noch in Gedanken versunken hörte er von der Insel wieder den unsinnigen Ruf YA HU herüberschallen. Missbilligend schüttelte er den Kopf über die menschliche Natur und ihre Beharrlichkeit, in Irrtümern zu verharren. Manchen Menschen war einfach nicht zu helfen.

Plötzlich sah er eine seltsame Erscheinung. Von der Insel her näherte sich ihm der andere Derwisch, und – er traute seinen Augen kaum – er ging über das Wasser. Verblüfft hörte er auf zu rudern und starrte der herankommenden Gestalt entgegen.

„Entschuldige Bruder, wenn ich dich belästige“ sagte der Inselderwisch, als er herangekommen war, „bitte unterweise mich noch einmal. Ich kann mir den wahren Ruf einfach nicht merken.“

Geschichte des Monats Januar 2019

Die Kupfermünze

Einmal hatte ich eine Zeitlang in China gelebt. Ich war im Frühling in Shanghai angekommen, und die Hitze war mörderisch. Die Kanäle stanken zum Himmel, und immer war der ranzige, üble Geruch von Sojabohnenöl in der Luft. Ich konnte und konnte mich nicht eingewöhnen. Neben Wolkenkratzern lagen Lehmhütten, vor denen nackte Kinder im Schmutz spielten. Nachts zirpten die Zikaden im Garten und ließen mich nicht schlafen. Im Herbst kam der Taifun, und der Regen stand wie eine gläserne Wand vor den Fenstern. Ich hatte Heimweh nach Europa. Da war niemand, mit dem ich befreundet war und der sich darum kümmerte, wie mir zumute war. Ich kam mir ganz verloren vor in diesem Meer von fremden, gelben Gesichtern. Und dann kam Weihnachten. Ich wohnte bei Europäern, die chinesische Diener hatten. Der oberste von ihnen war der Koch, Ta-Tse-Fu, der große Herr der Küche. Er radebrechte deutsch und war der Dolmetscher zwischen mir und dem Zimmer-Kuli, dem Ofen-Kuli, dem Wäsche-Kuli und was es da eben sonst noch so an Dienerschaft im Haus gab.

Am Heiligen Abend, ich saß wieder verheult in meinem Zimmer, überreichte mir der Ta-Tse-Fu ein Geschenk. Es war eine chinesische Kupfermünze mit einem Loch in der Mitte, und durch das Loch waren viele bunte Wollfäden gezogen und dann zu einem dicken Zopf zusammengeflochten. „Ein sehr alte Münze“, sagte der Koch feierlich. „Und die Wollfäden gehört auch dir, Wollfäden sind von mir und meine Frau und von Zimmer-Kuli und sein Schwester und von Eltern und Brüder von Ofen-Kuli – von uns allen sind die Wollfäden.“

Ich bedankte mich sehr. Es war ein merkwürdiges Geschenk – und noch viel merkwürdiger, als ich zuerst dachte. Denn als ich die Münze mir ihrem dicken Wollzopf einem Bekannten zeigte, der seit Jahrzehnten in China lebte, erklärte er mir, was es damit für eine Bewandnis hatte:

Jeder Wollfaden war eine Stunde des Glücks. Der Koch war zu seinen Freunden gegangen und hatte sie gefragt: „Willst du von dem Glück, das dir für dein Leben vorausbestimmt ist, eine Stunde des Glücks abtreten?“ Und Ofen-Kuli und Zimmer-Kuli und Wäsche-Kuli und ihre Verwandten hatten für mich, für die fremde Europäerin, einen Wollfaden gegeben, als Zeichen, dass sie mir von ihrem eigenen Glück eine Stunde des Glücks schenkten. Es war ein großes Opfer, das sie brachten. Denn wenn sie auch bereit waren, auf eine Stunde ihres Glücks zu meinen Gunsten zu verzichten – es lag nicht in ihrer Macht, zu bestimmen, welche Stunde aus ihrem Leben es sein würde. Das Schicksal würde entscheiden, ob sie die Glücksstunde abtraten, in der ihnen ein reicher Verwandter sein Hab und Gut verschrieben hätte, oder ob es nur eine der vielen Stunden sein würde, in der sie glücklich bei Reiswein zusammensaßen; ob sie die Glücksstunde wegschenkten, in der das Auto, das sie sonst überfahren hätte, noch rechtzeitig bremste – oder die Stunde, in der das junge Mädchen vermählt worden wäre.

Blindlings und doch mit weit offenen Augen machten sie mir, der Fremden, einen Teil ihres Lebens zum Geschenk.

Nun ja, die Chinesen sind abergläubisch, aber ich habe nie wieder ein Weihnachtsgeschenk bekommen, das sich mit diesem hätte vergleichen lassen. Von diesem Tag an habe ich mich in China zu Hause gefühlt. Und die Münze mit dem Wollzopf hat mich jahrelang begleitet.

Und eines Tages lernte ich jemanden kennen, der war noch übler dran als ich damals in Shanghai. Und da habe ich einen Wollfaden genommen, ihn zu den anderen Fäden dazu geknüpft – und habe die Münze weitergegeben.

(Joe Lederer)

Geschichte des Monats Dezember 2018

Märchen vom Auszug aller Ausländer von Helmut Wöllenstein

Es war einmal, etwa drei Tage vor Weihnachten, spät abends. Über dem Marktplatz der kleinen Stadt kamen ein paar Männer gezogen. Sie blieben an der Kirche stehen und sprühten auf die Mauer die Worte „Ausländer raus“ und „Deutschland den Deutschen“. Steine flogen in das Fenster des türkischen Ladens gegenüber der Kirche. Dann zog die Horde ab. Gespenstische Ruhe. Die Gardinen an den Fenstern der Bürgerhäuser waren schnell wieder zugefallen. Niemand hatte etwas gesehen.

„Los kommt, wir gehen.“ „Wo denkst Du hin! Was sollen wir denn da unten im Süden?“ „Da unten? Da ist doch immerhin unsere Heimat. Hier wird es schlimmer. Wir tun, was an der Wand steht: Ausländer raus!“

Tatsächlich: Mitten in der Nacht kam Bewegung in die kleine Stadt. Die Türen der Geschäfte sprangen auf. Zuerst kamen die Kakaopäckchen, die Schokoladen und Pralinen in ihrer Weihnachtsverkleidung. Sie wollten nach Ghana und Westafrika, denn da waren sie zu Hause. Dann der Kaffee, palettenweise, der Deutschen Lieblingsgetränk: Uganda, Kenia und Lateinamerika waren seine Heimat.

Ananas und Bananen räumten ihre Kisten, auch die Trauben und Erdbeeren aus Südafrika. Fast alle Weihnachtsleckereien brachen auf. Pfeffernüsse, Spekulatius und Zimtsterne, die Gewürze aus ihrem Inneren zog es nach Indien. Der Dresdner Christstollen zögerte. Man sah Tränen in seinen Rosinenaugen, als er zugab: Mischlingen wie mir geht's besonders an den Kragen. Mit ihm kamen das Lübecker Marzipan und der Nürnberger Lebkuchen.

Nicht Qualität, nur Herkunft zählte jetzt. Es war schon in der Morgendämmerung, als die Schnittblumen nach Kolumbien aufbrachen und die Pelzmäntel mit Gold und Edelsteinen in teuren Chartermaschinen in alle Welt starteten. Der Verkehr brach an diesem Tag zusammen ... Lange Schlangen japanischer Autos, vollgestopft mit Optik und Unterhaltungselektronik, krochen gen Osten. Am Himmel sah man die Weihnachtsgänse nach Polen fliegen, auf ihrer Bahn gefolgt von den Seidenhemden und den Teppichen des fernen Asiens.

Mit Krachen lösten sich die tropischen Hölzer aus den Fensterrahmen und schwirrten ins Amazonasbecken. Man musste sich vorsehen, um nicht auszurutschen, denn von überall her quoll Öl und Benzin hervor, floss in Rinnsalen und Bächen zusammen in Richtung Naher Osten. Aber man hatte ja Vorsorge getroffen.

Stolz holten die deutschen Autofirmen ihre Krisenpläne aus den Schubladen: Der Holzvergaser war ganz neu aufgelegt worden. Wozu ausländisches Öl?! - Aber die VWs und BMWs begannen sich aufzulösen in ihre Einzelteile, das Aluminium wanderte nach Jamaika, das Kupfer nach Somalia, ein Drittel der Eisenteile nach Brasilien, der Naturkautschuk nach Zaire. Und die Straßendecke hatte mit dem ausländischen Asphalt auch immer ein besseres Bild abgegeben als heute.

Nach drei Tagen war der Spuk vorbei, der Auszug geschafft, gerade rechtzeitig zum Weihnachtsfest. Nichts Ausländisches war mehr im Land. Aber Tannenbäume gab es noch, auch Äpfel und Nüsse. Und die „Stille Nacht“ durfte gesungen werden - Allerdings nur mit Extragenehmigung, das Lied kam immerhin aus Österreich!

Nur eines wollte nicht in das Bild passen: das Kind in der Krippe, sowie Maria und Josef waren geblieben. - Ausgerechnet drei Juden! Wir bleiben, hatte Maria gesagt, denn wenn wir aus diesem Land gehen, wer will ihnen dann noch den Weg zurück zeigen - zurück zur Vernunft und zur Menschlichkeit?

Quelle: www.weihnachtsstadt.de

Das Wunderkästchen

Es war einmal eine Krämersfrau, die mit ihrem Geschäft kein Glück mehr hatte. Ihr Laden verlotterte immer mehr, die Kunden kauften immer seltener bei ihr ein, und sie musste zusehen, wie ihr Vermögen unaufhaltsam schrumpfte.

So ging sie eines Tages zu dem alten Dorfweisen und erzählte ihm von ihrem Kummer: „Die Zeiten sind schlecht, mein Geschäft leidet. Kannst du mir helfen?“

Der weise Mann gab ihr ein kleines verschlossenes Kästchen und erklärte ihr: „Du musst dieses Kästchen jeden Morgen, Mittag und Abend herumtragen. Im Laden, im Keller und in jedem Winkel des Hauses, zudem noch rund um dein Anwesen. Dann wird es dir schon wieder besser gehen. Bring mir aber das Kästchen in einem Jahr wieder zurück.“

Die Frau befolgte gewissenhaft den Rat des Dorfweisen und trug das Kästchen fleißig umher.

Dabei entdeckte und sah sie vieles, was sie gar nicht mehr wahrgenommen hatte: So fegte sie Staub samt Spinnweben aus allen Ecken und putzte Böden, Fenster und den Eingang. Regale wurden abgeschliffen, mit neuer Farbe versehen und ordentlich eingeräumt. Kaputte Dinge ließ sie reparieren sowie den verschlissenen Teppich ersetzen. Den Garten befreite sie von Unkraut, sodass selbst der vergessene Rosenstrauch wieder erblühte. Vor dem Laden stellte sie eine gemütliche Gartenbank auf und schmückte den Eingang mit Blumentöpfen.

Als das Jahr vorüber war, brachte sie dem weisen Mann das Kästchen zurück und sprach: „Hab vielen herzlichen Dank, guter Mann. Dein Kästchen hat mir sehr geholfen. Bei mir ist der Wohlstand eingezogen. Die Kunden kaufen wieder bei mir ein, und mein Haus und Geschäft sind gut bestellt. Doch sag mir, was ist in deinem Zauberkästchen, dass dies solche Wunder vollbringen kann?“

Da lächelte der Mann und sagte: „Das Kästchen war leer. Das Wunder hast du selber vollbracht.“

Geschichte des Monats Oktober 2018

Ein alter Araber lebt seit mehr als 40 Jahren in Chicago.

Er würde gerne in seinem Garten Kartoffeln pflanzen, aber er ist allein und alt und schwach. Sein Sohn studiert in Paris. Deshalb schreibt er eine E-Mail an seinen Sohn:

„Lieber Ahmed, ich bin sehr traurig, weil ich in meinem Garten keine Kartoffeln pflanzen kann. Ich bin sicher, wenn Du hier wärst, könntest Du mir helfen und den Garten umgraben. Ich liebe Dich. Dein Vater.“

Prompt erhält der alte Mann eine E-Mail:

„Lieber Vater, bitte rühre auf keinen Fall irgendetwas im Garten an. Dort habe ich nämlich '**die Sache**' versteckt. Ich liebe Dich auch. Ahmed.“

Keine sechs Stunden später umstellen die US Army, die Marines, das FBI und die CIA das Haus des alten Mannes.

Sie nehmen den Garten Scholle für Scholle auseinander, suchen jeden Millimeter ab, finden aber nichts. Enttäuscht ziehen sie wieder ab.

Am selben Tag erhält der alte Mann noch eine E-Mail von seinem Sohn:

„Lieber Vater, sicherlich ist jetzt der Garten komplett umgegraben und du kannst die Kartoffeln pflanzen. Mehr konnte ich nicht für Dich tun. Ich liebe Dich. Ahmed“

Die Tierschule

Es gab einmal eine Zeit, da hatten die Tiere eine Schule.

Die Abschlussprüfung bestand aus Rennen, Klettern, Fliegen und Schwimmen, und alle Tiere wurden in allen Fächern unterrichtet.

Die Ente war gut im Schwimmen; besser sogar als der Lehrer. Im Fliegen war sie durchschnittlich, aber im Rennen war sie ein besonders hoffnungsloser Fall. Da sie in diesem Fach so schlechte Noten hatte, musste sie nachsitzen und den Schwimmunterricht ausfallen lassen, um das Rennen zu üben. Das tat sie so lange, bis sie auch im Schwimmen nur noch durchschnittlich war.

Durchschnittliche Noten aber waren akzeptabel, darum machte sich niemand Gedanken darum.

Der Adler wurde als Problemschüler angesehen und unnachsichtig und streng gemäßregelt, da er, obwohl er in der Kletterklasse alle anderen darin schlug, als erster den Gipfel eines Baumes zu erreichen, darauf bestand, seine eigene Methode anzuwenden.

Das Kaninchen war anfänglich im Laufen an der Spitze der Klasse, aber es bekam einen Nervenzusammenbruch und musste von der Schule abgehen wegen des vielen Nachhilfeunterrichts im Schwimmen.

Das Eichhörnchen war Klassenbester im Klettern, aber sein Fluglehrer ließ es seine Flugstunden am Boden beginnen, anstatt vom Baumwipfel herunter. Es bekam Muskelkater durch Überanstrengung bei den Startübungen und immer mehr "Dreien" im Klettern und "Fünfen" im Rennen.

Die mit Sinn fürs Praktische begabten Präriehunde gaben ihre Jungen zum Dachs in die Lehre, als die Schulbehörde es ablehnte, Buddeln als Schulfach zu unterrichten.

Am Ende des Jahres hielt ein anomaler Aal, der gut schwimmen und etwas rennen, klettern und fliegen konnte, als Schulbester die Schlussansprache.

Dornröschens Tao

Viele Jahre hatte Dornröschen geschlafen, jetzt wird sie wach.
Sie schaut sich um, aber sieht niemand, der sie retten möchte.
Sie schläft wieder ein.

Jahre gehen vorbei und eines Tages erwacht sie wieder.
Sie schaut nach links, nach rechts, nach hinten und nach vorne,
aber es ist keiner da, kein Prinz, kein Junker und auch kein Gärtner
mit einer Heckenschere.
Dornröschen legt sich wieder hin und schläft ein.

Schließlich wird sie zum dritten Mal wach.
Sie öffnet ihre Augen, aber noch immer sieht sie niemanden.
Da sagt sie zu sich selbst: „So, jetzt ist es aber genug!“
Sie steht auf und ist frei!

Quelle: sinnige Geschichten

Geschichte von einem Kloster, das schwere Zeiten durchmachte

Ein einstmals großer Orden hatte infolge der Wellen klösterlicher Verfolgung im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert und dem Sieg der Säkularisierung im neunzehnten Jahrhundert all seine Niederlassungen verloren und war soweit dezimiert worden, dass nur noch fünf Mönche in dem verfallenden Mutterhaus übrig waren, nämlich der Abt und vier Mönche, alle über siebzig Jahre alt. Zweifellos handelte es sich um einen sterbenden Orden.

In dem tiefen Wald, der das Kloster umgab, war eine kleine Hütte, wo ein Rabbi aus der nahegelegenen Stadt hin und wieder eine Klausur verbrachte. Wegen ihrer vielen in Gebet und Kontemplation verbrachten Jahre waren die alten Mönche sehr sensibel geworden, und so konnten sie immer spüren, wenn der Rabbi in seiner Klausur weilte. „Der Rabbi ist im Wald, der Rabbi ist wieder im Wald“, flüsterten sie einander zu.

Dem Abt, der sich wegen des bevorstehenden Todes seines Ordens quälte, kam es eines Tages in den Sinn, die Einsiedelei zu besuchen und den Rabbi zu bitten, ob er vielleicht einen Rat wüsste, wie das Kloster zu retten sei.

Der Rabbi hieß den Abt bei seiner Hütte willkommen. Doch als der Abt den Zweck seines Besuches erklärte, konnte der Rabbi nur seine Anteilnahme bekunden.

„Ich weiß wie es ist“, rief er aus.

„Der Geist hat die Leute verlassen. Es ist dasselbe in meiner Stadt. Fast niemand kommt noch zur Synagoge“.

So weinten der alte Abt und der alte Rabbi miteinander. Dann lasen sie Passagen aus der Torah und sprachen leise von tiefen Dingen. Die Zeit kam für den Abt, Abschied zu nehmen. Sie umarmten einander.

„Es ist wunderbar, dass wir uns nach all diesen Jahren begegnet sind“, sagte der Abt, „aber trotzdem habe ich den Zweck meines Besuches nicht erfüllt. Gibt es nichts, was du mir sagen könntest, keinen Rat, den du mir geben kannst, der mit helfen könnte, meinen sterbenden Orden zu retten“?

„Nein, es tut mir leid“, antwortete der Rabbi. „Ich habe keinen Rat zu geben. Das einzige, was ich dir sagen kann, ist, dass der Messias einer von euch ist“.

Als der Abt zu Kloster zurückkehrte, umringten ihn seine Klosterbrüder und wollten wissen: „Nun, was hat der Rabbi gesagt?“

„Er konnte nicht helfen“, antwortete der Abt. „Wir haben nur geweint und zusammen die Torah gelesen. Das einzige, was er sagt, als ich gerade im Begriff war zu gehen - es war ziemlich geheimnisvoll - war, dass der Messias einer von uns sei. Ich weiß nicht, was er meinte“.

In den darauffolgenden Tagen und Wochen und Monaten sannten die alten Mönche darüber nach und fragten sich, ob die Worte des Rabbi wohl irgendeine Bedeutung haben könnten. Der Messias ist einer von uns? Könnte er womöglich gemeint haben,

einer von uns Mönchen hier im Kloster? Wenn ja, welchen von uns? Glaubt ihr, er meinte den Vater Abt?

Ja, wenn er irgendeinen meinte, dann vermutlich den Vater Abt. Er ist seit über einer Generation unser geistiger Führer. Andererseits, er könnte Bruder Thomas gemeint haben. Gewiss ist Bruder Thomas ein heiliger Mann.

Jeder weiß, dass Thomas ein Mann des Lichts ist. Gewiss könnte er nicht Bruder Elred gemeint haben! Elred mit seinen schlechten Launen. Aber genauer besehen, auch wenn er den Leuten ein Dorn im Auge ist, Elred hat praktisch immer recht.

Oft sehr recht. Vielleicht meinte der Rabbi tatsächlich Bruder Elred. Doch sicher nicht Bruder Phillip. Phillip ist so passiv, ein richtiger Niemand. Doch andererseits, fast auf wundersame Weise, hat er eine Gabe, immer da zu sein, wenn man ihn braucht. Er taucht einfach wie durch ein Wunder an deiner Seite auf. Vielleicht ist Phillip der Messias. Selbstverständlich meinte der Rabbi nicht mich. Keineswegs hätte er mich meinen können. Ich bin nur ein ganz gewöhnlicher Mensch.

Doch angenommen, er meinte mich? Angenommen, ich bin der Messias? O Gott, nicht ich. Ich könnte doch nicht so viel für dich bedeuten, oder?

Wie sie in dieser Weise nachdachten, begannen die alten Mönche einander mit außerordentlichem Respekt zu behandeln, für den unwahrscheinlichen Fall, dass einer von ihnen doch der Messias wäre. Und für den allerunwahrscheinlichsten Fall, dass jeder der Mönche selber der Messias sein könne, begannen sie, auch sich selbst mit außerordentlichem Respekt zu behandeln.

Der Wald, in dem das Kloster lag, war sehr schön, und so geschah es, dass gelegentlich Leute das Kloster besuchen kamen und auf seinem winzigen Rasen Picknick hielten. Spaziergänge entlang der Wege unternahmen, ab und zu auch in die verfallene Kapelle gingen und meditierten. Wenn sie das taten, spürten sie, allerdings ohne sich dessen bewusst zu sein, die Aura dieses ungewöhnlichen Respekts, die die fünf alten Mönche zu umgeben begonnen hatte, von ihnen auszustrahlen und die ganze Atmosphäre an dem Ort zu durchdringen schien.

Der Ort hatte etwas seltsam Anziehendes, ja Unwiderstehliches an sich.

Ohne zu wissen warum, kamen die Leute häufiger zum Kloster für Picknick, Spiel und Gebet. Sie brachten ihre Freunde mit, um ihnen diesen besonderen Ort zu zeigen. Und die Freunde brachten wiederum ihre Freunde mit.

So geschah es, dass einige der jüngeren Männer, die das Kloster besuchten, mehr und mehr mit den alten Mönchen ins Gespräch kamen. Nach einer Weile fragte einer, ob er ihnen beitreten könne. Dann noch einer. Und noch einer.

So wurde innerhalb weniger Jahre das Kloster wieder zu einem blühenden Orden, und Dank des Rabbinergeschenkes zu einem pulsierenden Zentrum des Lichtes und der Spiritualität in dieser Gegend.

(aus Geschichten des Herzens, Jack Kornfield & Christina Feldmann, arbor Verlag)

Ein guter Mensch am Höllentor

Die Hölle war total überfüllt, und noch immer stand eine lange Schlange am Eingang. Schließlich musste sich der Teufel selbst heraus begeben, um die Bewerber fortzuschicken.

„Bei mir ist alles so überfüllt, dass nur noch ein einziger Platz frei ist“, sagte er. „Den muss der ärgste Sünder bekommen. Sind vielleicht ein paar Mörder da?“ Und nun forschte er unter den Anstehenden und hörte sich deren Verfehlungen an. Was auch immer sie ihm erzählten, nichts schien ihm schrecklich genug, als dass er dafür den letzten Platz in der Hölle hergeben mochte.

Schließlich sah er einen, den er noch nicht befragt hatte.

„Was ist eigentlich mit Ihnen – dem Herrn, der da für sich allein steht? Was haben Sie getan?“

„Nichts“, sagte der Mann, den er angesprochen hatte. „Ich bin ein guter Mensch und nur aus Versehen hier. Ich habe geglaubt, die Leute ständen hier um Zigaretten an.“

„Aber sie müssen doch etwas getan haben“, sagte der Teufel. „Jeder Mensch stellt etwas an.“

„Ich sah es wohl“, sagte der gute Mensch, „aber ich hielt mich davon fern. Ich sah, wie Menschen ihre Mitmenschen verfolgten, aber ich beteiligte mich niemals daran. Sie haben Kinder hungern lassen und in die Sklaverei verkauft; sie haben auf den Schwachen herum getrampelt und die Arme zertreten. Überall um mich herum haben Menschen von Übeltaten jeder Art profitiert. Ich allein widerstand der Versuchung und tat nichts.“

„Absolut nichts?“ fragte der Teufel ungläubig. „Sind sie sich völlig sicher, dass sie das alles mit angesehen haben?“

„Vor meiner eigenen Tür“, sagte der gute Mensch.

„Und nichts haben sie getan?“ wiederholte der Teufel.

„Nein!“

„Komm herein, mein Sohn, der Platz gehört dir!“

Der Hammer

Ein Mann will ein Bild aufhängen. Den Nagel hat er, aber nicht den Hammer. Der Nachbar hat einen, das weiß er. Also beschließt er, hinüberzugehen und sich beim Nachbarn dessen Hammer auszuborgen.

Doch während er dies erwägt, kommen ihm Zweifel: Was, wenn ihm der Nachbar den Hammer nicht leihen will?

„Gestern schon grüßte er mich nur flüchtig“, dachte er, „vielleicht war er in Eile. Aber vielleicht war die Eile nur vorgeschützt, und er hat etwas gegen mich. Und was? Ich habe ihm nichts angetan, der bildet sich da etwas ein. Wenn jemand von mir ein Werkzeug borgen wollte, *ich* gäbe es ihm sofort. Und warum er nicht? Wie kann man einem Menschen einen so einfachen Gefallen abschlagen? Leute wie dieser Kerl vergiften einem das Leben. Und dann bildet er sich noch ein, ich sei auf ihn angewiesen. Bloß weil er einen Hammer hat. Jetzt reicht's mir wirklich!“

Und so stürmt er hinüber, läutet, der Nachbar öffnet, doch noch bevor er überhaupt „Guten Tag“ sagen kann, schreit ihn unser Mann an: „Dann behalten Sie Ihren Hammer doch, Sie Blödian!“

nach Paul Watzlawick „Anleitung zum Unglücklichsein“

Wer bist Du?

Es war einmal eine Frau, die schwer erkrankt war und im Koma lag. Die Zeit verstrich, ohne dass sie wieder zu sich kam. Auf einmal erschien es ihr so, als sei sie nun tot, als befände sie sich im Himmel und stände nun vor einem Richterstuhl.

„Wer bist Du?“ fragte eine Stimme.

„Ich bin die Frau des Bürgermeisters“ antwortete die Frau.

„Ich habe nicht gefragt, wessen Ehefrau Du bist, sondern, wer *Du* bist.“

„Ich bin Mutter von vier Kindern.“ entgegnete die Frau.

„Ich habe Dich nicht gefragt, wessen Mutter Du bist, sondern wer *Du* bist.“

„Ich bin Lehrerin.“ gab die Frau zur Antwort, und ihre Stimme schwankte etwas.

„Ich habe auch nicht nach Deinem Beruf gefragt, sondern wer *Du* bist.“

„Ich bin Christin.“ sagte die Frau, nun schon ziemlich ratlos.

„Ich habe Dich nicht nach Deiner Religion gefragt, sondern wer *Du* bist.“

Und so ging es immer weiter. Alles, was die Frau erwiderte, schien keine befriedigende Antwort auf die Frage „Wer bist Du?“ zu sein.

Die Frau war aber keineswegs tot, sondern erwachte wenig später aus dem Koma. Zum Erstaunen aller wurde sie wieder gesund. Sie beschloss nun, der Frage „Wer bist Du?“ auf den Grund zu gehen und auf die Suche zu gehen, herauszufinden, wer sie wirklich war.

nach Anthony de Mello

Zwei Freunde



Zwei Freunde wanderten durch die Wüste. Während der Wanderung kam es zu einem Streit und der eine schlug dem anderen im Affekt ins Gesicht.

Der Geschlagene war gekränkt. Ohne ein Wort zu sagen, kniete er nieder und schrieb folgende Worte in den Sand:

„Heute hat mich mein bester Freund ins Gesicht geschlagen.“

Sie setzten ihre Wanderung fort und kamen bald darauf zu einer Oase. Dort beschlossen beide, ein Bad zu nehmen. Der Freund, der geschlagen worden war, blieb auf einmal im Schlamm stecken und drohte zu ertrinken. Aber sein Freund rettete ihn buchstäblich in letzter Minute.

Nachdem sich der Freund, der fast ertrunken war, wieder erholt hatte, nahm er einen Stein und ritzte folgende Worte hinein:

„Heute hat mein bester Freund mir das Leben gerettet.“

Der Freund, der den anderen geschlagen und auch gerettet hatte, fragte erstaunt: „Als ich dich gekränkt hatte, hast du Deinen Satz nur in den Sand geschrieben, aber nun ritzt du die Worte in einen Stein. Warum?“

Der andere antwortete: „Wenn uns jemand gekränkt oder beleidigt hat, sollten wir es in den Sand schreiben, damit der Wind des Verzeihens es wieder auslöschen kann. Aber wenn jemand etwas tut, was für uns gut ist, dann können wir das in einen Stein gravieren, damit kein Wind es jemals löschen kann.“

Verfasser unbekannt
wurde mir zugesandt von Anke

Die Todesliste

Im Wald verbreitet sich das Gerücht, der Bär habe eine Todesliste angefertigt. Viele Tiere leben in Angst, sie könnten auf dieser Liste stehen.

Der Hirsch nimmt allen Mut zusammen, geht zum Bären und fragt: „Hey Bär, ich habe gehört, du hättest eine Todesliste. Stimmt das?“

Der Bär nickt, der Hirsch fragt bestürzt:

„Stehe ich auch auf dieser Liste?“

Antwort: „Du stehst auch auf der Liste.“

Der Hirsch stürmt entsetzt davon und wird wenige Tage später tot aufgefunden.

Die Angst steigt, und nun fragen sich alle, ob sie auch auf dieser Liste stehen. Da fasst sich der Eber ein Herz und geht zum Bären:

„Stehe ich auch auf deiner Liste?“

Der Bär nickt: „Auch dein Name steht auf der Liste.“

Der Eber rast voller Panik davon und wird bald darauf tot im Wald gefunden.

Nun traut sich niemand mehr nachzufragen. Alle verstecken sich so gut sie können – bis auf den sonst so ängstlichen Hasen. Der geht zum Bären und fragt: „Bär, stehe ich auf deiner Liste?“

„Ja, auch du stehst auf der Liste.“

„Könntest du mich bitte streichen?“

„Na klar, kein Problem.“

Nach Hans Heß / Erzählbar, managerSeminare 2011

Der kleine Baumwollfaden

Es war einmal ein kleiner Baumwollfaden, der war mit sich und der Welt unzufrieden.

Er hatte Angst, dass es mit ihm einfach zu nichts reicht, so wie er war.

„Für ein Schiffstau bin ich viel zu schwach“, sagte er sich, „und für einen Pullover zu kurz. Um an andere anzuknüpfen, dazu habe ich zu viele Hemmungen. Für eine Stickerei eigne ich mich auch nicht, denn dazu bin ich zu blass und farblos. Ja, wenn ich aus Lurex wäre, dann könnte ich eine Stola verzieren oder ein Kleid. Aber so? Es reicht einfach zu nichts! Was kann ich schon? Niemand braucht mich. Niemand mag mich. Und ich mag mich selbst am allerwenigsten.“

So sprach der kleine Baumwollfaden, und dann legte er traurige Musik auf und fühlte sich ganz niedergeschlagen in seinem Selbstmitleid.

Da klopfte ein Klümpchen Wachs an seine Türe und sagte:

„Lass dich doch nicht so hängen, Baumwollfaden. Ich weiß etwas. Ich habe da eine Idee: Wir beide tun uns zusammen! Für eine lange Osterkerze bist du zwar als Docht zu kurz, und ich habe dafür nicht genug Wachs. Aber für ein Teelicht reicht es allemal! Das wärmt und macht ein bisschen heller. Es ist besser, ein kleines Licht anzuzünden als immer nur im Dunkeln zu sitzen, zu schimpfen und zu jammern.“

Da war der Baumwollfaden ganz glücklich, tat sich mit dem Klümpchen Wachs zusammen und sagte:

„Nun hat mein Dasein doch einen Sinn bekommen!“

Und wer weiß, vielleicht gibt es in der Welt noch mehr kurze Baumwollfäden und kleine Wachsklümpchen, die sich zusammentun, ein kleines Licht anzünden und leuchten.

Verfasser unbekannt



Wann fängt Weihnachten an?

Wenn der Schwache dem Starken die Schwäche vergibt,
wenn der Starke die Kräfte des Schwachen liebt,
wenn der Habewas mit dem Habenichts teilt,
wenn der Laute bei dem Stummen verweilt,
und begreift, was der Stumme ihm sagen will,
wenn das Leise laut wird und das Laute still,
wenn das Bedeutungsvolle bedeutungslos,
das scheinbar Unwichtige wichtig und groß,
wenn mitten im Dunkeln ein winziges Licht
Geborgenheit und helles Leben verspricht,
dann, ja dann, fängt Weihnachten an!

Rolf Krenzer

Der schwarze Punkt



Eines Tages kam ein Professor in die Klasse und schlug einen Überraschungstest vor. Er verteilte sogleich das Aufgabenblatt, das wie üblich mit dem Text nach unten zeigte. Dann forderte er seine Studenten auf die Seite umzudrehen und zu beginnen. Zur Überraschung aller gab es keine Fragen – nur einen schwarzen Punkt in der Mitte der Seite.

Nun erklärte der Professor folgendes:

„Ich möchte Sie bitten, das aufzuschreiben, was Sie dort sehen.“
Die Schüler waren verwirrt, aber begannen mit ihrer Arbeit.

Am Ende der Stunde sammelte der Professor alle Antworten ein und begann sie laut vorzulesen. Alle Schüler ohne Ausnahme hatten den schwarzen Punkt beschrieben – seine Position in der Mitte des Blattes, seine Lage im Raum, sein Größenverhältnis zum Papier etc.

Nun lächelte der Professor und sagte:

„Ich wollte Ihnen eine Aufgabe zum Nachdenken geben. Niemand hat etwas über den weißen Teil des Papiers geschrieben. Jeder konzentrierte sich auf den schwarzen Punkt – und das gleiche geschieht in unserem Leben. Wir haben ein weißes Papier erhalten, um es zu nutzen und zu genießen, aber wir konzentrieren uns immer auf die dunklen Flecken.

Unser Leben ist ein Geschenk, das wir mit Liebe und Sorgfalt hüten sollten und es gibt eigentlich immer einen Grund zum Feiern – die Natur erneuert sich jeden Tag, unsere Freunde, unsere Familie, die Arbeit, die uns eine Existenz bietet, die Wunder, die wir jeden Tag sehen ...

Doch wir sind oft nur auf die dunklen Flecken konzentriert – die gesundheitlichen Probleme, der Mangel an Geld, die komplizierte Beziehung mit einem Familienmitglied, die Enttäuschung mit einem Freund usw.

Die dunklen Flecken sind sehr klein im Vergleich zu allem, was wir in unserem Leben haben, aber sie sind diejenigen, die unseren Geist beschäftigen und trüben.

Nehmen Sie die schwarzen Punkte wahr, doch richten Sie ihre Aufmerksamkeit mehr auf das gesamte weiße Papier und damit auf die Möglichkeiten und glücklichen Momente in ihrem Leben und teilen sie es mit anderen Menschen!

<https://www.newslichter.de/2016/10/gute-geschichte-der-schwarze-punkt/>

Geschichte des Monats Oktober 2017

Meine eigene Herkunft von Noah Sow

Ich stamme ursprünglich aus einem Land, dessen Zivilisationsgrad vor noch nicht allzu langer Zeit von vielen Staaten der westlichen Welt belächelt und interessiert, aber von oben herab zur Kenntnis genommen wurde. Kein Wunder: Ganz in der Nähe gab es beispielsweise noch Stämme, die die Schädel ihrer verstorbenen Kinder bemalten (!) und sammelten.

Meine Großmutter, eine Eingeborene, hatte sechzehn Geschwister. Das Wasser kam selbstverständlich aus dem Dorfbrunnen statt wie heute aus dem Wasserhahn. Wenn es einmal regnete, wurde das Wasser eifrig gesammelt. Elektrizität hatte damals im Dorf kaum jemand. Auch heute noch kämpfen wir mit den in unserer Gegend üblichen Problemen: korrupte Politiker, ethnische Konflikte (was vielleicht kein Wunder ist, denn die Grenzen meines Landes waren noch nie länger als zwei Generationen dieselben), hohe Verschuldung und so weiter. In den letzten paar Jahrzehnten hat mein Land aber einen enormen Schritt nach vorne gemacht. Inzwischen ist es politisch recht stabil, und es kann heute auf einiges stolz sein:

- Bei der Einteilung des Landes durch Gebietszuteilungen an einzelne ethnische Gruppen, die vor etwa zwei Generationen stattfand, war einige Willkür im Spiel. Die Grenzen der teilsouveränen Stammesgebiete spiegelten nicht wirklich die genaue Besiedelung durch die jeweiligen Völker wider. Zudem variierten die Gebiete stark in ihrer Größe. Trotzdem kam es deswegen nicht zum Bürgerkrieg.
- Seit über sechzig Jahren war das Land in keinen ethnischen Krieg mehr verwickelt. Kleinere »Scharmützel« unter einzelnen Gruppierungen werden bisher gut unter Kontrolle gehalten.
- Aus den vielen Dialekten, die im Land gesprochen werden, und von denen einige jeweils nur für Eingeborene desselben Gebietes verständlich sind (darunter auch reine Lautsprachen), wurde in einem friedlichen Prozess einer der Dialekte als Amtssprache ausgewählt. Ursprünglich wurde er zwar nur von einem relativ kleinen Stamm gesprochen, doch er setzte sich widerstandslos durch. Jeder im Land versteht nun zumindest rudimentär die offizielle Amtssprache. Das können nicht alle Länder von sich behaupten.
- Seit ungefähr zehn Jahren gibt es bei uns flächendeckend Festnetz-Telefonanschlüsse. Das war noch bis weit in die 1990er Jahre hinein kaum vorstellbar.
- Eine Episode der Militärdiktatur, in die einzelne Stammesgebiete zeitweise zurückfielen, konnte unblutig (!) beendet werden.
- Die größte Herausforderung, die die Zivilisierung (die zugegebenermaßen durch äußere Kräfte erwirkt wurde) mit sich brachte, war für uns wohl der Umgang mit der Demokratie. Diesen meistern wir heute vorbildlich. Obgleich wir quasi »zu unserem Glück gezwungen« wurden, konnten wir eine spektakulär positive wirtschaftliche und sozialpolitische Tendenz verzeichnen, die nicht zuletzt auf jahrelange umfangreiche Lieferung von Hilfsgütern, staatsbildende Entwicklungshilfe und auch militärische Präsenz fortschrittlicher, zumeist westlicher Staaten zurückzuführen ist. Die neuen Landesgrenzen, die wie bei vielen afrikanischen Ländern nicht durch unseren Staat selbst, sondern durch die Regierungen anderer Länder gezogen worden sind, wurden durch die Regierung unseres Landes im Jahr 1990 sogar offiziell anerkannt.

Dieses Land heißt natürlich – Deutschland. Meine Oma, die Eingeborene, stammt aus Bayern. Nebenan, in Tirol, bemalte man Schädel und stellte sie ins Regal. In den neuen Bundesländern hatten noch 1994 die meisten Haushalte keinen Festnetz-Anschluss. Über die verschiedenen Zivilisierungsgrade meines Volkes weiß ich bestens Bescheid.

Quelle

Noah Sow: *Deutschland Schwarz Weiss - Der alltägliche Rassismus*

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, ISBN: 978-3-442-15575-0, Goldmann, 2009

Geschichte des Monats September 2017

Der große Erfinder Thomas Alva Edison ging bekanntlich in die Weltgeschichte ein.

In seinen 84 Lebensjahren meldete er 1093 Patente an, etablierte sich als Geschäftsmann und vermarktete seine Erfindungen so gekonnt, dass sein Ruf bis in die heutige Zeit hallt.

Eines Tages kam Thomas Edison von der Schule nach Hause und gab seiner Mutter einen Brief. Er sagte ihr: „Mein Lehrer hat mir diesen Brief gegeben und sagte mir, ich solle ihn nur meiner Mutter zu lesen geben.“

Die Mutter hatte die Augen voller Tränen, als sie dem Kind laut vorlas: „Ihr Sohn ist ein Genie. Diese Schule ist zu klein für ihn und hat keine Lehrer, die gut genug sind, ihn zu unterrichten. Bitte unterrichten Sie ihn selbst.“

Viele Jahre nach dem Tod der Mutter, Edison war inzwischen einer der größten Erfinder des Jahrhunderts, durchsuchte er eines Tages alte Familiensachen. Plötzlich stieß er in einer Schreibtischschublade auf ein zusammengefaltetes Blatt Papier. Er nahm es und öffnete es. Auf dem Blatt stand geschrieben: „Ihr Sohn ist geistig behindert. Wir wollen ihn nicht mehr in unserer Schule haben.“

Edison weinte stundenlang und dann schrieb er in sein Tagebuch: „Thomas Alva Edison war ein geistig behindertes Kind. Durch eine heldenhafte Mutter wurde er zum größten Genie des Jahrhunderts.“

(aus dem Englischen übersetzt: Bhajan Noam)

Man muss wissen, dass Edison unter einer Beeinträchtigung der Hörleistung aufgrund einer Kinderkrankheit litt. Offenbar führte eine Fehldeutung dieser zu der attestierten Minderbegabung. Wäre seine Mutter nicht so beschützend und weitsichtig gewesen, hätte dieser Brief das gesamte Leben des kleinen Jungen negativ beeinflussen können. Stattdessen glaubte sie an ihren Sohn, schluckte ihren Kummer hinunter und unterrichtete ihn von zu Hause aus. Die Welt wäre wahrscheinlich um ein Genie ärmer, wenn Edisons Mutter nicht so liebevoll gehandelt hätte.

Wann beginnt der Tag?

Ein alter Rabbi fragte einst seine Schüler, wie man die Stunde bestimmt, in der die Nacht endet und der Tag beginnt.

„Ist es, wenn man von weitem einen Hund von einem Schaf unterscheiden kann?“ fragte einer der Schüler.

„Nein“, sagte der Rabbi.

„Ist es, wenn man von weitem einen Dattel- von einem Feigenbaum unterscheiden kann?“ fragte ein anderer.

„Nein“, sagte der Rabbi.

„Aber was ist es dann?“ fragten die Schüler.

„Es ist dann, wenn du in das Gesicht irgendeines Menschen blicken kannst und deine Schwester oder deinen Bruder siehst. Bis dahin ist die Nacht noch bei uns.“

Eine jüdische Erzählung

Der Schlüssel zur Freiheit

Es ward ihnen gesagt, der Schlüssel sei zum Aufschließen und die Zeit sei kurz

Es war einmal ein Edler, des Freunde und Angehörige durch ihren Leichtsinn um ihre Freiheit gekommen und in fremdem Lande in harte Gefangenschaft geraten waren.

Er konnte sie in solcher Not nicht wissen und beschloss, sie zu befreien. Das Gefängnis war fest verwahrt und von inwendig verschlossen, und niemand hatte den Schlüssel.

Als der Edle sich ihn nach vieler Zeit und Mühe zu verschaffen gewusst hatte, band er dem Kerkermeister Hände und Füße und reichte den Gefangenen den Schlüssel durchs Gitter, dass sie aufschlössen und mit ihm heimkehrten.

Die aber setzten sich hin, den Schlüssel zu besehen und darüber zu ratschlagen.

Es ward ihnen gesagt, der Schlüssel sei zum Aufschließen, und die Zeit sei kurz. Sie aber blieben dabei, zu besehen und zu ratschlagen. Und einige fingen an, an dem Schlüssel zu meistern und daran ab- und zuzutun.

Und als er nun nicht mehr passen wollte, waren sie verlegen und wussten nicht, wie sie mit ihm tun sollten.

Die andern aber hatten ihren Spott und sagten, der Schlüssel sei kein Schlüssel, und man brauche auch keinen.

Matthias Claudius

Perspektive

In einer Schulklasse herrschte seit langem immer wieder heftiger Streit. Die Schüler hatten oft die unterschiedlichsten Meinungen und Ansichten und konnten sich nicht einigen.

Der Lehrer überlegte, wie er den Schülern unterschiedliche Sichtweisen deutlich machen könnte.

Am folgenden Tag hielt er im Unterricht ein schwarzes Buch hoch und sagte: „Dieses Buch ist rot!“

Die ganze Klasse protestierte einstimmig und rief: „Nein!“

Der Lehrer seinerseits beharrte darauf und sagte: „Doch, es ist rot!“

Und die Schüler wiederholten: „Nein, das stimmt nicht!“

Nun drehte der Lehrer das Buch herum und - siehe da - die Rückseite war rot!

Der Lehrer schaute in die überraschten Gesichter seiner Klasse und sagte:

„Nun habt ihr es selbst einmal erlebt - darum:

Behaupte niemals, jemand liege mit seiner Ansicht falsch, solange du nicht die Dinge aus seiner Perspektive gesehen hast!“



MILES DAVIS wurde einmal gefragt, ob es beim Improvisieren auch falsche Töne gibt. Nachdem er einen Moment nachgedacht hatte, antwortete er:

„Das kommt immer auf den darauffolgenden Ton an.“

Geschichte des Monats Mai 2017

Papa, darf ich dich mal was fragen

Eine kleine Geschichte, die zum Nachdenken anregen soll

Sohn: „Papa, kann ich Dich mal was fragen?“

Vater: „Klar, mein Junge. Was ist los?“

Sohn: „Papa, wie viel Geld verdienst du in der Stunde?“

Vater: „Nun, ich denke, solche Dinge haben dich noch nicht zu interessieren. Warum fragst du so was?“

Sohn: „Ich möchte es einfach nur wissen. Bitte bitte, sag mir, wie viel du in der Stunde verdienst.“

Vater: „Na gut, wenn du es unbedingt wissen möchtest, Ich verdiene 50 Euro in der Stunde.“

Sohn: „Oh.“ (Er senkt den Kopf)

Sohn: „Papa, kannst du mir vielleicht 25 Euro leihen?“

Vater: „(äußerst verärgert) So so! Deshalb fragst du also. Du willst dir Geld von mir leihen, um dir irgendein dämliches Spielzeug oder anderen Blödsinn zu kaufen. So nicht mein Freund. Marschier in dein Zimmer und ab ins Bett! Du solltest mal darüber nachdenken, wie egoistisch du eigentlich bist. Ich arbeite jeden Tag extrem hart und muss mir dann abends so dreiste Fragen anhören!“

Der kleine Junge geht still und leise in sein Zimmer und schließt die Tür.

Der Vater setzt sich erst mal hin, wird jedoch umso wütender, je mehr er über die Frage des Jungen nachdenkt.

„Wie durchtrieben mein Sohn nur ist! Stellt mir solche Fragen, nur um an Geld zu kommen!“

Über eine Stunde vergeht, bis der Vater sich beruhigt hat und anfängt nachzudenken.

„Vielleicht gibt es da wirklich etwas, dass mein Sohn dringend braucht. Er fragt sehr selten nach Geld. Eigentlich hat er noch nie gefragt. Vielleicht braucht er die 25 Euro tatsächlich. Vielleicht habe ich ihm Unrecht getan.“

Der Vater geht zum Zimmer des kleinen Jungen, öffnet die Tür und betritt das Zimmer.

Vater: „Schläfst du schon, Sohnmann?“

Sohn: „Nein, Papa, ich bin noch wach.“

Vater: „Schau mal, ich habe noch mal über alles nachgedacht. Vielleicht war ich tatsächlich ein bisschen zu streng zu dir. Es war ein langer Tag, eine Menge hat sich angestaut und du hast alles abbekommen. Hier sind die 25 Euro um die du mich gebeten hast. Es tut mir leid.“

Der kleine Junge lächelt.

Sohn: „Danke, Papi!“

Der kleine Junge greift unter sein Kopfkissen und holt ein paar weitere zerknitterte Euro-Scheine hervor. Der Vater sieht, dass der Junge unter seinem Kissen bereits Geld gebunkert hat und wird erneut wütend. Langsam und ruhig beginnt der kleine Junge das Geld zu zählen und schaut danach seinen Vater an.

Vater: „Warum zum Teufel fragst du nach Geld, wenn du schon welches hast?“

Sohn: „Weil ich noch nicht genug hatte. Jetzt aber reicht es!“

Sohn: „Papi, jetzt habe ich 50 Euro. Darf ich hierfür eine Stunde deiner Zeit kaufen? Bitte komme morgen früher von der Arbeit nach Hause. Ich möchte gerne mit dir zusammen Essen.“

Der Vater sinkt auf den Boden. Er hat mit solch einer Antwort nicht gerechnet. Er ist erschüttert, gerührt, überwältigt. Er schließt seinen Sohn in die Arme, und bittet ihn um Entschuldigung.

Dies ist nur eine kleine Geschichte über Vater und Sohn. Eine kleine Geschichte für all jene die in ihrem Leben so hart und lange arbeiten. Wir sollten nicht zulassen, dass uns in unserem turbulenten Leben der Blick für das fehlt, was wirklich wichtig ist. Die Menschen, die wir lieben.

Willkommen in Holland

von Emily Perl Kingsley, 10. 07. 2006

Oft werde ich gebeten, meine Erfahrungen zu beschreiben, wie es ist, ein behindertes Kind aufzuziehen. Damit Menschen, die nicht diese einzigartige Erfahrung gemacht haben, es verstehen und sich vorstellen können, wie sich das anfühlen würde. Das ist etwa so ...

Wenn Sie ein Baby erwarten, dann ist das so ähnlich, als würden sie einen fabelhaften Urlaub planen - nach Italien. Sie kaufen einen Haufen Reiseführer und machen wundervolle Pläne. Das Kolosseum. Der David von Michelangelo. Die Gondeln in Venedig. Vielleicht lernen Sie ein paar nützliche Redewendungen auf Italienisch. Es ist alles sehr aufregend.

Nach Monaten freudiger Vorbereitungen ist der Tag schließlich da. Sie packen Ihre Koffer, und los geht's. Ein paar Stunden später landet das Flugzeug. Die Flugbegleiterin kommt herein und sagt: „Willkommen in Holland.“

„Holland“, sagen Sie. „Was meinen Sie mit Holland?? Ich habe Italien gebucht. Ich sollte in Italien sein. Mein ganzes Leben lang habe ich davon geträumt, nach Italien zu reisen.“

Aber es hat eine Änderung des Flugplans gegeben. Sie sind in Holland gelandet, und dort müssen Sie bleiben.

Das Entscheidende ist, dass man Sie nicht an einen schrecklichen, widerwärtigen, ekligen Ort voller Hunger und Krankheit verfrachtet hat. Es ist einfach nur ein anderer Ort.

Also müssen Sie losziehen und neue Reiseführer kaufen. Und Sie müssen eine völlig neue Sprache lernen. Und Sie werden ganz andere Menschen treffen, denen Sie sonst nie begegnet wären.

Es ist nur ein anderer Ort. Hier geht alles langsamer als in Italien, weniger aufregend. Aber wenn Sie dort erst einmal eine Weile gewesen und zu Atem gekommen sind, sehen Sie sich um ... und Sie stellen fest, dass es in Holland Windmühlen gibt, ... und in Holland gibt es Tulpen. In Holland gibt es sogar Rembrandts.

Doch all ihre Bekannten waren in Italien oder wollen dort hin, ... und sie alle prahlen damit, was für eine tolle Zeit sie da hatten. Und bis ans Ende Ihres Lebens werden Sie sagen: „Ja, dahin hatte ich auch gehen wollen. So hatte ich es geplant.“

Und dieser Schmerz wird niemals, wirklich niemals vorübergehen ... denn der Verlust dieses Traumes ist ein sehr, sehr schwerwiegender Verlust.

Aber ... wenn Sie Ihr Leben damit verbringen, der Tatsache nachzutruern, dass Sie nicht nach Italien gekommen sind, werden Sie niemals frei sein, die ganz speziellen, wunderschönen Dinge zu genießen, ... die es in Holland gibt.

Text Willkommen in Holland: ©1987 Emily Perl Kingsley, alle Rechte vorbehalten

Das Königskind

Es war einmal ein König. In seiner Stadt herrschte große Armut. Die Menschen in der Stadt waren verbittert und unzufrieden und sie fürchteten ihren Herrscher.

Eines Tages ließ der König alle Bewohner am Stadtplatz versammeln, um ihnen etwas Wichtiges mitzuteilen. Gespannt und ängstlich richteten die Menschen ihre Blicke auf den König und waren neugierig auf die wichtige Mitteilung.

Der König sprach:

„Ich habe heimlich ein Königskind gegen eines eurer Kinder getauscht. Behandelt es gut. Sollte ich erfahren, dass meinem Kind Schlechtes widerfährt, werde ich den Schuldigen zur Rechenschaft ziehen!“

Dann kehrte der König auf sein Schloss zurück. Die Stadtbewohner fürchteten die Strafe, weil niemand wusste, welches das Königskind war. Deshalb begannen die Menschen, alle Kinder in der Stadt so zu behandeln, als wäre jedes einzelne das Königskind.

Es vergingen viele Jahre. Die Kinder wurden zu Erwachsenen und bekamen selber Kinder. Der mittlerweile alte König beobachtete mit Genugtuung die Entwicklung in seiner Stadt. Aus der früheren armen und schmutzigen Stadt wurde eine prachtvolle, weit über die Landesgrenzen bekannte Stadt. Es gab Krankenhäuser, Schulen, eine große Bibliothek ...

Die Bewohner waren zufrieden und glücklich.

Und warum?

Weil alle Bewohner die Kinder in der Stadt mit viel Liebe und gut erzogen haben. Da niemand wusste, welches Kind das Königskind war, wurde jedes in der Stadt so behandelt, als wäre es vom König.

Autor unbekannt

Der Musiker - Eine wahre Geschichte

An einer U-Bahn-Haltestelle in Washington DC spielte ein Mann an einem kalten Januarmorgen für 45 Minuten auf seiner Violine sechs Stücke von Bach.

Während dieser Zeit benutzten ca. 2.000 Menschen diese Haltestelle, die meisten auf dem Weg zur Arbeit. Nach etwa drei Minuten bemerkte ein Passant die Musik.

Für ein paar Sekunden verlangsamte er seine Schritte, um dann schnell wieder seinen Weg zur Arbeit fortzusetzen.

4 Minuten später: Der Geiger erhält seinen ersten Dollar. Eine Frau wirft ihm einen Dollar in den Hut, ohne ihr Tempo zu verlangsamen.

6 Minuten später:

Ein junger Mann lehnt sich gegen die Wand, um zuzuhören. Dann blickt er auf seine Uhr und setzt seinen Weg fort.

10 Minuten später: Ein etwa dreijähriger Junge bleibt stehen, aber seine Mutter zieht ihn fort. Das Kind bleibt erneut stehen, um dem Musiker zuzuhören, aber seine Mutter treibt ihn an, und das Kind geht weiter. Mehrere andere Kinder verhalten sich ebenso. Aber alle Eltern ohne Ausnahme drängen ihre Kinder zum schnellen Weitergehen.

Nach 45 Minuten: Der Musiker spielt, ohne abzusetzen. Nur sechs Menschen insgesamt bleiben stehen und hören für kurze Zeit zu. Ca. zwanzig Personen geben ihm Geld und gehen in ihrer normalen Geschwindigkeit weiter. Die Gesamteinnahmen des Musikers sind 32 Dollar.

Nach einer Stunde: Der Musiker beendet seine Darbietung, und es wird still. Niemand nimmt Notiz und niemand applaudiert. Es gibt keine Anerkennung.

Niemand wusste es, aber der Violinist war Joshua Bell, einer der größten Musiker der Welt. Er spielte eines der komplexesten und kompliziertesten Musikstücke, die je geschrieben wurden auf einer Violine im Wert von 3,5 Millionen Dollar.

Zwei Tage zuvor spielte Joshua Bell vor ausverkauftem Haus in Boston das gleiche Stück - zu einem Durchschnittspreis von 100 Dollar pro Platz.

Dies ist eine wahre Geschichte. Joshua Bell spielte inkognito in der Untergrundstation. Auftraggeber dieses sozialen Experimentes über Wahrnehmung, Geschmack, Prioritäten war die Washington Post.

Dieses Experiment warf folgende Fragen auf:

Können wir Schönheit in einem alltäglichen Umfeld, zu einem unangemessenen Zeitpunkt wahrnehmen?

Wenn dem so ist, nehmen wir uns Zeit, sie wertzuschätzen?

Erkennen wir Talent in einem unerwarteten Kontext?

Eine mögliche Schlussfolgerung dieses Experimentes könnte sein:

Wenn wir nicht einmal einen Moment Zeit haben, anzuhalten, um einem der besten Musiker der Welt zuzuhören, während er eines der wundervollsten Musikstücke spielt, auf einem der schönsten Instrumente, die je gebaut wurden ...

Wie viele andere Gelegenheiten verpassen wir, wenn wir durch unser Leben hasten?

Eine Geschichte über das Zuhören und Entdecken

Du hörst zu, sagte der Meister, nicht um zu entdecken,
sondern um auf etwas zu stoßen, was dein eigenes Denken bestätigt.

Dann erzählte er die Geschichte von einem König.
Der zog einmal durch eine kleine Stadt.

Dabei entdeckte er überall Anzeichen einer verblüffenden Schießkunst.

Bäume, Zäune und Wände, alle waren sie von Kreisen bemalt
und hatten genau in der Mitte ein Einschussloch.

Der König fragte, wo dieser Meisterschütze sei.
Der entpuppte sich bald als zehnjähriger Junge.

„Das ist doch unglaublich," sagte der König erstaunt,
„wie um alles in der Welt bringst du das fertig?"

„Das ist kinderleicht," war die Antwort. „Ich schieße zuerst und male dann
die Kreise."

Und genau so, fuhr der Meister fort: Genau so ziehst du zuerst dein
Schlüsse und baust dann deine Prämissen um sie herum auf.
Genau so hältst du an Deinen Urteilen und an deinem gewohnten Glauben
fest.

*Anthony de Mello (2005), Eine Minute Unsinn: Weisheitsgeschichten, Verlag
Herder*

„Sag mir, was wiegt eine Schneeflocke“



fragte die Tannenmeise die Wildtaube.

„Nicht mehr als ein Nichts“, gab sie zur Antwort.

„Dann muss ich Dir eine wunderbare Geschichte erzählen“, sagte die Meise.
„Ich saß auf dem Ast einer Fichte, dicht am Stamm, als es zu schneien anfang; nicht etwa heftig im Sturmgebraus, nein, wie im Traum, lautlos und ohne Schwere.

Da nichts Besseres zu tun war, zählte ich die Schneeflocken, die auf die Zweige und auf die Nadeln des Astes fielen und darauf hängen-blieben. Genau dreimillionensiebenhunderteinundvierzigtausendneun-hundertzweiundfünfzig waren es.

Und als die dreimillionensiebenhunderteinundvierzigtausendneun-hundertdreiundfünfzigste Flocke niederfiel, nicht mehr als ein Nichts, brach der Ast ab.“

Damit flog die Meise davon.

Die Taube, seit Noahs Zeiten eine Spezialistin in dieser Frage, sagte zu sich nach kurzem Nachdenken:

„Vielleicht fehlt nur eines einzelnen Menschen Stimme zum Frieden der Welt.“

Tut-nicht-gut, Lakota

Das Volk der Lakota in New Mexico hat einen jungen Tut-nicht-gut. Er wurde gesehen, wie er Autos und Lastwagen auf dem Parkplatz beschädigte. Befragte man ihn darüber, wurde er ausfällig und abweisend gegenüber Erwachsenen.

Nun wird der ganze Clan an einem Abend zusammengerufen und formt einen großen Kreis. Der Vater des Jungen schreitet mit ihm in die Mitte des Kreises und schließt sich dann wieder den anderen Erwachsenen an. Dann beginnt der Vater als erster zu sprechen.

„Du bist unser Erstgeborener, unser Meistgeliebter. Deine Mutter und ich haben uns gefreut, als wir das erste Mal deine Bewegungen im Mutterleib spürten. Wir rannten von Haus zu Haus und erzählten den Leuten, dass du am Leben warst, gesund und stark warst. Und so bist du auch gewesen. Während der Geburt hast du einen so lauten Schrei ausgestoßen, dass man ihn trotz laufendem Radio dreihundert Meter weit gehört hat. Wie waren wir stolz! Wie waren wir glücklich! Du hast uns immer glücklich gemacht. Deine ersten Schritte - oh, wie du in die Pfütze gefallen bist. Der Ausdruck auf deinem Gesicht! Wie haben wir gelacht....“

Und der Vater erzählt immer weiter die schönsten Erinnerungen aus dem Leben seines Sohnes. Kein Wort der Kritik wird geäußert. Die Aufgabe des Vaters besteht darin, den jungen Mann daran zu erinnern, was er seiner Familie, seinem Clan, seinem Volk bedeutet; ihn zu erinnern an all die Freude und das Glück, das er verbreitete; an die Freude, die seine große Familie an ihm hat.

Als der Vater fertig ist, fährt der Onkel fort. Darauf folgen die beiden Großväter. Der Himmel wird dunkler, die Sterne sind klar zu sehen. Es wird lange nach Mitternacht sein, wenn alle ihre Geschichten erzählt haben werden. Nach den Männern sprechen die Frauen in freundlichen Worten und weichem Tonfall; die meiste Arbeit ist auf sie gefallen, von den ersten Wehen bis zum Sparen für seine Schulbücher.

Zum Schluss redet der Häuptling. Er fasst all das bisher Gesagte zusammen. Er spricht langsam, mit langen Pausen, wie wenn er den besten Weg für die Erzählung suchen würde. Sein Thema, von dem er nie abweicht, ist das gleiche: der Stolz und die Freude, welcher dieser junge Mann dem Volk der Lakota gebracht hat; den Lebenden, den Verstorbenen und den noch nicht geborenen. Wie alle früheren Sprecher erwähnt er nie den Vandalismus und die böswilligen Zerstörungen, die Schande, den Ärger, die Sinnlosigkeit, die Gedankenlosigkeit. All das bleibt ungesagt und wird auch nicht angedeutet. Alle Aussagen drehen sich um das gleiche, nämlich darum, dass dieser junge Mann ein wunderbares Geschenk für alle Leute ist, eines von unschätzbarem Wert.

Nachdem der alte Mann seine Rede beendet hat, gibt er ein klares Zeichen. Der Kreis der Leute steht still, und alle schauen mit großer Aufmerksamkeit auf den jungen Mann in der Mitte des Kreises. Dann verschwinden sie wortlos in der Dunkelheit der Nacht.

Quelle: Locating the Energy for Change. An Introduction to Appreciative Inquiry, Charles Elliott, International Institute for Sustainable Development, Winnipeg, Manitoba (Canada) ISBN 1-895536-15-4

Die alte Dame

Eine alte Dame steht im Selbstbedienungsrestaurant in der Schlange und holt sich eine Terrine Erbsensuppe.

Am Tisch stellt sie fest, dass die Wurst fehlt.

Sie stellt die Terrine ab und reklamiert an der Theke.

Selbstverständlich bekommt sie einen Teller mit der fehlenden Wurst.

Wieder zurück sieht sie, dass an ihrem Tisch ein Schwarzer sitzt und ihre Erbsensuppe probiert.

Die alte Dame überlegt: „Was tun?“

Weil sie sich keinesfalls in den Verdacht der Ausländerfeindlichkeit bringen will, setzt sie sich zu dem Schwarzen an den Tisch.

Sie zerteilt die Wurst in kleine Stücke, die sie je zur Hälfte dem jungen Farbigen in die Suppenterrine und sich in den Teller füllt.

Dann holt sie sich noch einen zweiten Löffel und eine Kelle, füllt sich Suppe in ihren Teller, und beide essen gemeinsam den Erbseneintopf.

Der junge Mann lacht, steht zwischendurch auf und besorgt zwei Glas Bier. Man prostet sich zu, und nach einem gemeinsamen Kaffee verabschiedet der junge Mann sich höflich.

Ein wenig trauert die alte Dame ihm nach. Sie will jetzt auch gehen und langt nach ihrer Handtasche. Doch die ist verschwunden!

Um Himmel willen. Ein Dieb?

Nach verzweifelter Suche findet sich endlich die Tasche
– am Nachbartisch.

Und da steht auch die Terrine mit ihrer Erbsensuppe.

Und langsam beginnt die alte Dame zu begreifen.

Zwei Wölfe ...



Ein alter Indianer saß mit seinem Enkelsohn am Lagerfeuer.
Es war dunkel geworden, und das Feuer knackte, während die
Flammen in den Himmel züngelten.

Der Alte sagte nach einer Weile des Schweigens:

„Weißt Du, wie ich mich manchmal fühle?

*Es ist so, als ob da zwei Wölfe in meinem Herzen miteinander kämpfen
würden.*

Einer der beiden ist rachsüchtig, aggressiv und grausam.

Der andere hingegen ist liebevoll, sanft und mitfühlend.“

*„Welcher der beiden wird den Kampf um dein Herz gewinnen?“
fragte der Junge.*

„Der Wolf, den ich füttere“ sagte der Alte.

Die Geschichte vom Indianer und der Grille

Ein Indianer, der in einem Reservat weit von der nächsten Stadt entfernt wohnte, besuchte das erste Mal seinen weißen Bruder in der großen Metropole.

Er war sehr verwirrt vom vielen Lärm, von der Hektik und vom Gestank in den Straßenschluchten.

Als sie nun durch die Einkaufsstraße mit den großen Schaufenstern spazierten, blieb der Indianer plötzlich stehen und horchte auf.

„Was hast du“, fragte ihn sein Freund.

„Ich höre irgendwo eine Grille zirpen“, antwortete der Indianer.

„Das ist unmöglich“, lachte der Weiße. „Erstens gibt es hier in der Stadt keine Grillen, und zweitens würde ihr Geräusch in diesem Lärm untergehen.“

Der Indianer ließ sich jedoch nicht beirren und folgte dem Zirpen. Sie kamen zu einem älteren Haus, dessen Wand ganz mit Efeu überwachsen war. Der Indianer teilte die Blätter und tatsächlich: Da saß eine große Grille.

„Ihr Indianer habt eben einfach ein viel besseres Gehör“, sagte der Weiße im Weitergehen.

„Unsinn“, erwiderte sein Freund vom Land. „Ich werde Dir das Gegenteil beweisen“.

Er nahm eine kleine Münze aus seiner Tasche und warf sie auf den Boden. Ein leises „Pling“ ließ sich vernehmen.

Selbst einige Passanten, die mehr als zehn Meter entfernt standen, drehten sich augenblicklich um und schauten in die Richtung, aus der sie das Geräusch gehört hatten.

„Siehst Du, mein Freund, es liegt nicht am Gehör. Was wir wahrnehmen können oder nicht liegt ausschließlich an der Richtung unserer Aufmerksamkeit.“

Gibt es ein Leben nach der Geburt?

Ein ungeborenes Zwillingsspärchen unterhält sich im Bauch seiner Mutter.

„Sag mal, glaubst du eigentlich an ein Leben nach der Geburt?“ fragt der eine Zwilling.

„Ja, auf jeden Fall! Hier drinnen wachsen wir und werden stark für das, was draußen kommen wird.“ antwortet der andere Zwilling.

„Ich glaube, das ist Blödsinn!“ sagt der erste. „Es kann kein Leben nach der Geburt geben - wie sollte das denn bitteschön aussehen?“

„So ganz genau weiß ich das auch nicht. Aber es wird sicher viel heller als hier sein. Und vielleicht werden wir herumlaufen und mit dem Mund essen?“

„So einen Unsinn habe ich ja noch nie gehört! Mit dem Mund essen, was für eine verrückte Idee. Es gibt doch die Nabelschnur, die uns ernährt. Und wie willst du herumlaufen? Dafür ist die Nabelschnur viel zu kurz.“

„Doch, es geht ganz bestimmt. Es wird eben alles nur ein bisschen anders.“

„Du spinnst! Es ist noch nie einer zurückgekommen von ‘nach der Geburt’. Mit der Geburt ist das Leben zu Ende. Punktum.“

„Ich gebe ja zu, dass keiner weiß, wie das Leben nach der Geburt aussehen wird. Aber ich weiß, dass wir dann unsere Mutter sehen werden und sie wird für uns sorgen.“

„Mutter??? Du glaubst doch wohl nicht an eine Mutter? Wo ist sie denn bitte?“

„Na hier - überall um uns herum. Wir sind und leben in ihr und durch sie. Ohne sie könnten wir gar nicht sein!“

„Quatsch! Von einer Mutter habe ich noch nie etwas bemerkt, also gibt es sie auch nicht.“

„Doch, manchmal, wenn wir ganz still sind, kannst du sie singen hören. Oder spüren, wenn sie unsere Welt streichelt ...“

Eine weise Sufi-Geschichte über Akzeptanz, inneres Gleichgewicht und über das Loslassen

Vor vielen Jahren lebte ein mächtiger König, der über viele Länder herrschte. Dieser König war so mächtig und reich, dass er sich den Luxus leisten konnte, weise Menschen zu gewöhnlichen Dienern zu haben.

Und dennoch fühlte er sich eines Tages ratlos und rief seine Weisen zu sich. Er sagte: *„Ich weiß nicht warum, aber irgendetwas in mir verlangt nach einem besonderen Geschenk. Einem Geschenk, das mir mein inneres Gleichgewicht zurückgibt.“*

*So ein Geschenk brauche ich - und es muss folgende Wirkung haben:
Wenn ich unglücklich bin, muss mich sein Anblick froh, und wenn ich froh bin, muss es mich traurig machen können.“*

Die weisen Männer hielten viele Tage und Nächte lang Rat und dachten tief darüber nach. Was könnten Sie wohl ihrem König schenken, das eine solche Wirkung auf den Menschen hatte?

Nach vielen Stunden des Grübelns hatte der Älteste unter Ihnen die rettende Idee. Sie würden dem König, der schon alles besitzt, einen Ring schenken.

Die Weisen fertigten den Ring und erschienen am nächsten Tag bei ihrem König. Dieser nahm den Ring und verstand dessen Wirkung zuerst nicht. Er fragte: *„Wie soll mich denn dieser Ring glücklich machen, wenn ich traurig bin? Und wie soll er mich denn traurig machen, wenn ich glücklich bin?“*

Der Älteste unter den Weisen trat einen Schritt vor und sagte zum König: *„Mein König, viele Tage und Nächte haben wir überlegt, wie wir Euch ein solches Geschenk fertigen sollen. Wie sollte denn ein Geschenk beschaffen sein, um Euren Wünschen zu entsprechen?“*

Doch dieser Ring hat genau die Gabe die ihr sucht - Lest nur seine Inschrift!“
Der König neigte seinen Kopf, las die Buchstaben im Inneren des Rings und verstand!

Der Ring, den die weisen Männer fertigen ließen, trug die Inschrift:

Auch das geht vorüber.

Das schöne Herz

Eines Tages stellte sich ein junger Mann in die Mitte des Ortes und verkündete, er habe das schönste Herz im ganzen Tal. Eine große Menge versammelte sich um ihn, und alle bewunderten sein Herz, denn es sah vollkommen aus. Nicht eine Schramme war daran und nicht die kleinste Delle. Ja, alle stimmten zu, dass dies wirklich das schönste Herz sei, das sie je gesehen hatten. Der junge Mann war sehr stolz und prahlte noch lauter mit seinem schönen Herzen.

Plötzlich trat ein alter Mann aus der Menge heraus und sagte: „Ach was, dein Herz ist lange nicht so schön wie meines!“ Die Menge und der junge Mann blickten auf das Herz des Alten. Es schlug stark, doch es war voller Narben. Stücke waren herausgebrochen und andere eingesetzt, aber sie passten nicht genau, und so gab es raue Kanten. Tatsächlich waren da sogar mehrere tiefe Löcher, wo ganze Teile fehlten. Die Leute starrten darauf. Wie kann er sagen, dachten sie, sein Herz sei schöner?

Der junge Mann schaute auf das Herz des Alten, sah seinen Zustand und lachte. „Du machst wohl Witze“, sagte er. „Vergleich dein Herz mit meinem: Meines ist vollkommen und deines ist voller Löcher!“ „Ja“, sagte der alte Mann, „dein Herz sieht vollkommen aus, aber ich würde doch niemals mit dir tauschen. Weißt du, jede Narbe steht für einen Menschen, dem ich meine Liebe gegeben habe. Ich nahm ein Stück von meinem Herzen und gab es ihm, und oft gab er mir dafür ein Stück von seinem eigenen Herzen, das den leeren Platz in meinem ausfüllte. Aber weil die Stücke nicht genau gleich sind, habe ich ein paar Unebenheiten - die ich in Ehren halte, weil sie mich an die Liebe erinnern, die wir geteilt haben.“ „Manchmal“, fuhr er fort, „habe ich ein Stück meines Herzens weggegeben und der andere Mensch gab mir kein Stück von seinem zurück. Das sind die Lücken. Liebe zu geben ist immer ein Risiko. Diese Lücken schmerzen, doch sie bleiben offen und erinnern mich an die Liebe, die ich auch für diese Menschen habe, und ich hoffe, dass sie mir eines Tages etwas zurückgeben und den leeren Platz füllen, der darauf wartet.“ „Siehst du jetzt“, fragte der Alte, „worin die Schönheit meines Herzens besteht?“

Der junge Mann stand schweigend da und Tränen liefen über seine Wangen. Er ging zu dem alten Mann, dann griff er nach seinem perfekten, schönen Herzen und riss einen Teil heraus. Mit zitternden Händen bot er es dem Alten an. Der alte nahm es an und setzte es in sein Herz, dann nahm er ein Stück seines alten, narbigen Herzens und setzte es in die Wunde im Herzen des jungen Mannes. Es passte aber nicht ganz genau, so blieben einige raue Kanten. Der junge Mann schaute auf sein Herz, das nicht mehr vollkommen war, aber doch schöner als je zuvor, weil Liebe aus dem Herzen des alten Mannes hineingeflossen war.

Geschichte des Monats April 2016

Zwei schiefe Steine

Eine Gruppe buddhistischer Mönche kaufte ein Stück Land, um dort ein Kloster erbauen zu lassen. Nach dem Ankauf des Landes waren die finanziellen Mittel erschöpft, und so beschlossen die Mönche, die Bauarbeiten selbst zu übernehmen.

Einer der Mönche begann mit den Maurerarbeiten, obwohl er sich mit dieser Art von Arbeit überhaupt nicht auskannte.

Für Außenstehende mögen Maurerarbeiten vielleicht ganz einfach aussehen: Man gibt etwas Mörtel auf einen Ziegelstein, legt den Stein an den richtigen Ort und klopft ihn mit der Maurerkelle fest. Für den Mönch jedoch, der noch nie zuvor eine Maurerkelle und einen Ziegelstein in seinen Händen gehalten hatte, war dies gar nicht so einfach. Während er mit der Maurerkelle auf eine Ecke des Backsteins klopfte, um ihn schön waagerecht zu bekommen, kam eine andere Ecke des Steins wieder nach oben. Wenn er auf diese Ecke klopfte, verschob sich der gesamte Stein. Brachte er den Stein wieder zurück in die gewünschte Position, so musste er feststellen, dass die erste Ecke des Steins wieder höher stand. Dieses Ritual wiederholte sich wieder und wieder und wieder. Der Mönch verzweifelte langsam immer mehr.

Aber Mönche üben sich in Geduld. Unser Mönch probierte, jeden Stein genau an die richtige Stelle zu legen, und es war ihm egal, wie viel Zeit er dafür benötigte.

Und eines Tages war die erste Mauer fertig.

Voller Stolz trat er ein paar Schritte zurück, um sein Werk zu betrachten. Und da sah er voller Entsetzen, dass zwei Steine die Regelmäßigkeit störten. Alle anderen Steine lagen perfekt an Ort und Stelle, aber zwei Steine in der Mauer waren schief. Ein fürchterlicher Anblick. Nur zwei Steine, aber sie verdarben den Anblick der gesamten Mauer. Der Mörtel war inzwischen hart geworden, daher konnte der Mönch die Steine nicht einfach aus der Mauer herausnehmen und sie begradigen. Er ging zum Abt und fragte diesen, ob er die Mauer abreißen und von vorne beginnen sollte.

„Nein“, sagte der Abt, „lass die Mauer stehen, so wie sie ist.“

Dann kamen die ersten Besucher, die sehen wollten, wie weit die Arbeiten für das neue Kloster fortgeschritten waren. Der Mönch zeigte ihnen jedoch nie die Mauer, die er gemauert hatte, er schämte sich dafür.

Eines Tages kam ein Besucher, der alles sehen wollte. Sein Blick fiel auf die Mauer.

"Das ist eine schöne Mauer", sagte er.

Der Mönch schaute ihn verdutzt an. „Mein Herr, haben Sie vielleicht Ihre Brille im Auto liegen lassen oder sehen sie nicht so gut? Sehen Sie nicht die zwei schiefen Backsteine, die die gesamte Mauer verunstalten?“

Die folgenden Worte des Besuchers veränderten den Blick des Mönchs auf seine Mauer, auf sich selbst und auf viele Aspekte des Lebens. „Ja“, sagte der Besucher, „ich sehe die beiden schiefen Steine, aber ich sehe auch die 998 perfekt liegenden Steine.“

Der Mönch war verblüfft. Zum ersten Mal seit Monaten sah er neben den zwei schiefen Steinen auch die anderen Backsteine. Ober- und unterhalb der schiefen Steine, auf deren linken und rechten Seite lagen die anderen Steine in wunderschöner Regelmäßigkeit. Gegenüber den zwei aus der Reihe tanzenden Steinen bildeten sie die überwältigende Mehrheit.

Bis zu diesem Moment war der Mönch ausschließlich auf seine zwei Fehler fixiert, und für alles andere war er blind gewesen.

Nach den Worten des Besuchers sah er zum ersten Mal die gesamte Mauer, und er erkannte, dass es eine schöne Mauer war.

Nun aber wusste er: Jeder Mensch hat ein paar schiefe Steine, aber die guten Steine sind eindeutig in der Überzahl. Wenn Sie dies sehen können, sieht die Welt anders aus – und es verändert sich auch der Umgang mit Ihren Mitmenschen.

Gefunden bei Sinnige Geschichten. Sinnige Geschichten ist eine Initiative des ZintenZ Verlags.

Die Wäsche

Ein junges Paar zieht in eine neue Nachbarschaft.

Am nächsten Morgen, während sie ihr Frühstück essen, sieht die junge Frau, wie ihre Nachbarin draußen ihre Wäsche aufhängt.

„Die Wäsche ist nicht sehr sauber; sie weiß nicht, wie man richtig wäscht. Vielleicht braucht sie ein besseres Waschmittel.“

Ihr Mann sieht zu und bleibt ruhig.

Jedes Mal, wenn ihre Nachbarin ihre Wäsche aufhängt, um sie zu trocknen, gibt die junge Frau die gleichen Kommentare von sich.

Einige Tage später ist die Frau überrascht, als sie eine schöne, saubere Wäsche auf der Leine zu sehen bekommt und sagt zu ihrem Mann:

„Schau mal, sie hat endlich gelernt, wie man richtig wäscht. Ich frage mich, wer ihr das beigebracht hat? “

Der Mann erwidert:

„Ich bin heute Morgen früh aufgestanden und habe unsere Fenster geputzt.“

Quelle: Paulo Coelho

Zeichen (Spuren am Weg)

Ein Vater schickte seine zwei Söhne in die Welt, um Erfahrungen zu sammeln und das Leben der Menschen auf dem Land und in den Städten kennen zu lernen. „Und“, so sagte er zu ihnen, „hinterlasst Zeichen auf eurem Weg.“

Die zwei Brüder machten sich auf. Schon nach einigen Schritten fertigte der ältere Zeichen an. Er knüpfte Knoten in lange Grashalme, brach Zweige von Sträuchern und Bäumen, bohrte dünne Äste in die Erde, legte Steine an den Wegrand. Er war so beschäftigt, Zeichen zu hinterlassen, dass er kaum etwas von der Umgebung wahrnahm oder gar mit Menschen ins Gespräch kam.

Der jüngere Bruder machte es anders. Im ersten Dorf ging er in eine Herberge, aß und trank mit den Menschen, erzählte, woher er kam, und lauschte aufmerksam ihren Erzählungen. Im nächsten Dorf freundete er sich mit einem Jungen an, der ihn zu seiner Familie mitnahm. Da hörte er, was die Menschen täglich taten, und er erzählte von seinem eigenen Leben. Im nächsten Städtchen bekam er, da er so freundlich und offen war, bei gastfreundlichen Menschen eine Unterkunft. Beim Abendessen tauschte er mit ihnen seine Erfahrungen und Einsichten aus.

Inzwischen markierte der ältere Bruder unentwegt mit Halmen, Zweigen, Ästen und Steinen seinen Weg.

Als die Brüder wieder zuhause waren, erzählten sie ihrem Vater von ihren Erlebnissen. Nachdem er ihnen zugehört hatte, folgte der Vater mit seinen Söhnen demselben Weg, den sie gegangen waren. Der jüngere Bruder wurde mit seinem Vater überall freundlich empfangen, den älteren Bruder erkannte niemand.

„Warum erkennt mich niemand?“, wunderte sich der Ältere, „alle freuen sich beim Anblick meines Bruders, obwohl er doch nichts anders getan hat als umherschauen und sprechen. Er knüpfte keine Grashalme, brach keine Zweige, steckte keine Ästchen in den Boden, markierte seinen Weg nicht, so wie Du, Vater, es uns aufgetragen hattest, aber alle erkennen ihn und sind erfreut, ihn zu sehen.“

Der Vater sagte: „Es gibt noch andere Zeichen als Grashalme, Zweige und Steine, mein Sohn. Es sind die Zeichen, die ein Mensch in den Herzen anderer Menschen hinterlässt, indem er ihnen aufmerksam zuhört, mit ihnen spricht und ihnen Freundschaft schenkt. Das sind die Zeichen Deines jüngeren Bruders, die er auf seinem Weg hinterlassen hat. Darum erkennt man ihn und nimmt ihn freundlich auf. Die Zeichen in den Herzen der Menschen leben noch, wenn Halme, Zweige und Äste schon lange verdorrt sind und Steine weggespült wurden vom Strom der Zeit.“

Quelle:

http://himalaya-institut.de/sites/default/files/6.%20Dezember_0.pdf

Das Lied des Kindes hören und singen können

Es gibt einen Stamm in Afrika, der denjenigen Tag als den Geburtstag eines Kindes ansieht, an dem es zum ersten Mal in einem Gedanken der Mutter erscheint. An diesem Tag geht die Mutter hinaus, setzt sich unter einen Baum, wartet und hört still in sich hinein, bis sie das Lied ihres Kindes vernimmt. Wenn sie das Lied gehört hat, kehrt sie zurück in ihr Dorf und lehrt es ihren Mann, damit sie das Lied zusammen singen können, wenn sie sich lieben, und so ihr Kind einladen, zu ihnen zu kommen.

Wenn die Mutter dann schwanger ist, singt sie das Lied für das Kind in ihrem Bauch und lehrt es auch die Hebammen, die es singen, wenn das Kind zur Welt kommt. Und alle im Dorf lernen das Lied, so dass jede und jeder das Kind auf den Arm nehmen und sein Lied singen kann, wenn es weint oder sich verletzt hat. Und das Lied wird im Leben bei allen Übergangsriten und besonderen Anlässen gesungen - zum letzten Mal, wenn der Mensch an der Schwelle zum Tode steht.

Was für eine wunderschöne Art und Weise, anderen zuzuhören und sie zu trösten.

Das ist der wahre Geist bewusster Elternschaft: das „Lied des Kindes“ zu hören und singen zu können.

*Aus einem Artikel von Jack Kornfield:
Würde der Eltern - Würde der Kinder*

Eine Engelsgeschichte

Es war einmal ein kleiner Engel im Himmel, der die Menschen mit solcher Nähe und Zärtlichkeit begleitete, dass er den unwiderstehlichen Wunsch empfand, nicht nur mit seinen Flügeln über die Erde zu schweben und schützend die Menschen zu achten, sondern er wollte selbst auf ihren Straßen gehen, einer von ihnen werden.

Eines Tages sah er auf der Erde eine eben erblühte Mohnblume. Da schien dem kleinen Engel, als habe er im Himmel noch nie ein solches Rot empfunden und seine Sehnsucht, zur Erde zu gehören, wuchs. So trat er vor Gottes Angesicht und bat: „Lass mich auf die Erde. Lass mich ein Mensch unter Menschen werden.“ Da trat ein erhabener, weiser Engel dazu und sagte: „Weißt du auch, dass es auf der Erde nicht nur Sonne und Blumen gibt Es gibt Stürme und Unwetter und allerlei Ungemütliches.“ „Ja“, erwiderte der kleine Engel, „das weiß ich.“ „Doch sah ich auch einen Menschen, der hatte die Kraft, einen großen Schirm aufzuspannen, so dass zwei Menschen darunter Platz hatten. Es schien mir, den Beiden könnte kein Unwetter etwas anhaben.“

Da lächelte Gott dem kleinen Engel zu.

Die Zeit verging, und eines Tages erschien der kleine Engel wieder vor Gottes Angesicht und sprach: „Ich habe mir noch mehr angesehen von der Welt. Es zieht mich mehr und mehr hinunter.“ Da trat der erhabene weise Engel wieder hinzu und entgegnete: „Weißt du auch, dass es Nebel und Frost und eine Menge verschiedener Arten von Glatteis gibt auf der Welt?“ Da antwortete der kleine Engel: „Ja, ich weiß um manche Gefahren, doch sah ich auch Menschen, die teilten ihre warmen Mäntel und andere Menschen, die gingen bei Glatteis Arm in Arm.“

Da lächelte Gott dem kleinen Engel erneut zu.

Als wieder einige Zeit vergangen war, trat der kleine Engel zum dritten Mal vor Gottes Angesicht und bat: „Lass mich ein Mensch werden. So rot blüht der Mohn auf der Erde. Mein Herz ist voll Sehnsucht, etwas zu diesem Blühen beizutragen.“ Da trat der erhabene weise Engel ganz nah zu dem kleinen Engel und fragte mit ernster Stimme: „Hast du wirklich genug hingesehen, das Leid und das Elend geschaut, die Tränen und Ängste und Krankheiten, die Sünde und den Tod geschaut?“ Mit fester Stimme erwiderte der kleine Engel: „Wohl habe ich auch das Düstere, Taurige und Schreckliche gesehen. Doch ich sah auch einen Menschen, der trocknete einem anderen die Tränen, der vergab einem Schuldigen und der reichte einem Sterbenden die Hand. Ich sah eine Mutter, die wiegte ihr krankes, ausgemergeltes Kind durch viele Nächte und wurde nicht müde, die alte leise Melodie der Hoffnung zu summen. Solch ein Mensch möchte ich werden.“

Da trat der erhabene weise Engel zurück und Gott schenkte dem kleinen Engel seinen Segen und gab ihm viel Himmelslicht mit auf die lange Reise. Bevor der kleine Engel zur Erde niederstieg, nahm ihm der erhabene weise Engel einen Flügel ab und der andere Flügel wurde unsichtbar. Da fragte der kleine Engel: „Mein Gott wie soll ich vorwärts kommen und wie zurück finden ohne Flügel?“ „Das herauszufinden wird deine Lebensaufgabe sein“, hörte er Gottes Stimme zärtlich sagen.

In dieser Nacht kam ein kleines Kind zur Welt. Seine Mutter, noch vor Schmerz und Anstrengung betäubt, nahm das Kind in die Arme, sah das Himmelslicht wie einen Lockenkranz

um das Köpfchen des Kindes leuchten und flüsterte: „Sei willkommen unter uns, mein kleiner Engel.“

Noch lange sah man das Himmelslicht um das Kind. Doch wie das Leben so ist, es beschmutzt auch die reinsten und hellsten Lichter. All die vielen Einflüsse, die Härte und der Kampf taten ein Übriges.

Bald sah niemand mehr, dass der Mensch himmlisches Licht in sich trug. Zwar machte sich der unsichtbare Flügel hier und da bemerkbar, doch was bei dem Kind als träumerischer, schwebender Schritt wahrgenommen wurde, das wirkte bei dem Heranwachsenden eher als unsicheres Schwanken und dann beim Erwachsenen nur noch als Hinken und Stolpern.

Je länger der Mensch, der einst ein Engel gewesen war, auf den staubigen und steinigen Wegen des Lebens ging, die mühsamen Treppen bestieg, die steil abfallenden dornigen Hänge hinunter strauchelte, desto mehr hatte er vergessen, woher er kam und weshalb er hier wanderte. Einzig die große Liebe zu den kleinen roten Mohnblumen, die an Wegrändern und Magerwiesen blühten, war ihm geblieben. Viel Leidvolles begegnete dem Menschen auf seinem Lebensweg. Zwar konnte er manchmal eine Träne trocknen, zwar reichte er ab und zu einem schwankenden Mitmenschen die Hand, zwar brach er zuweilen sein Brot mit einem Hungernden, doch die meisten Rätsel blieben und er merkte mehr und mehr, wie wenig er tun konnte und wie vieles er unerledigt zurücklassen musste. Seine Kraft reichte nur für ganz wenig, und oft erschien es ihm, als bewirkte sein Leben nichts.

Jeden Frühling aber blühte der Mohn an den Straßenrändern und erfreute des Menschen Herz. Nach einem besonders langen kalten Winter, in dem der Mensch kaum genug Wärme und Schutz, Raum und Nahrung, Freundschaft und Brot gefunden hatte, konnte er sich nur noch langsam und mühsam fortbewegen. Er musste viele Pausen machen und schlief vor Erschöpfung am Wegrand ein. Da erblickte er weit über sich auf einem unerreichbar hohen Felsen eine kleine Wiese voll mit rotem Mohn. Der Mensch rieb sich die Augen. So rot, so rot erblühte der Mohn! Beim Anblick dieser Blumen wünschte er so sehr, dass er allen Menschen, denen er begegnete und allen Tieren, die um ihn waren, eine solche Blume und so ein klares, inniges Rot als Zeichen der Liebe schenken dürfe. Da bemerkte er neben sich einen Wanderer, genauso müde, genauso gezeichnet von der langen Straße wie er. „Wohin schaust du so voller Sehnsucht und voller Wehmut?“ fragte dieser. „Dort auf die Mohnblüten. So müsste die Farbe unserer Liebe sein.“ „Weißt du denn nicht, wie schnell diese Art Blumen welken, so wunderbar sie auch sind?“ kam die Frage des Wanderers. Der Mensch, der einst ein Engel gewesen war, flüsterte: „Ich weiß um ihre Sterblichkeit. Trotzdem ist kein roteres Rot in der Welt und in meinem Herzen. Diese Blumen sind wie die Liebe, mag das Äußere auch welken, ihr Rot bleibt in der Seele.“

Da schauten sich die beiden Menschen ins Gesicht und erkannten den letzten Funken Himmelslicht in den Augen des anderen. Sie sahen, woher sie kamen, wozu sie gewandert waren und wohin sie noch unterwegs waren. Und sie sahen an sich jeweils einen Flügel.

Voller Freude umarmten sie sich. Da geschah das Wunder:
Sie erreichten das Mohnfeld, gemeinsam konnten sie fliegen, denn

Menschen sind Engel mit nur einem Flügel -

um fliegen zu können - müssen sie sich umarmen.

Das Problem

Es war einmal ein Problem, das sehr unglücklich und traurig war, weil alle Menschen darüber schimpften und es verfluchten. Dabei fing alles so spannend an ...

In der Problementstehungsfabrik hatte man ihm in der Endkontrolle gesagt, dass es eine großartige Bestimmung habe und den Menschen ganz besondere Momente in ihrem Leben bringen würde. Voller Freude und Tatendrang machte sich das Problem daran, die Menschenwelt zu besuchen.

Doch anfangs wollte es niemand beachten – es war noch zu klein, ein kleines Problemchen.

Genährt durch das Verdrängen und Wegschieben der Menschen, wuchs es zu einem beachtlichen Problem heran. Jetzt wurde es beachtet, allerdings zog es auch schon den ersten Missmut auf sich. Und weiterhin weit und breit keine Sicht nach besonderen Momenten, wie man es ihm vor einer Ewigkeit versprochen.

Es wuchs weiter und wurde größer und größer. Die Beschimpfungen der Menschen schlugen um in Resignation.

Bis eines Tages das Korsett der Resignation gesprengt wurde und ein junger Mann mit seinem Sohn das Problem betrachteten.

„Das wird keine leichte Aufgabe.“, sagte der Mann zu seinem Sohn. „Da haben wir ja ein richtiges Problem, Paps, oder?“

„Lass dich davon nicht einschüchtern, mein Sohn. Ein Problem ist nichts weiter als eine Herausforderung, eine Aufgabe, die es zu lösen gilt - mehr nicht. Eine Hürde, die wir gemeinsam überspringen werden. Vielleicht müssen wir hierfür neue Sichtweisen und Standpunkte einnehmen, uns weiter entwickeln. Auf alle Fälle ist ein Problem für uns da.“

„Wie kann etwas für uns sein, wenn wir Schwierigkeiten damit haben?“

„Weil wir daran wachsen werden, mein Sohn. Und nachdem wir es bewältigt haben, werden wir anderen Menschen helfen können, wie sie solch ein Problem lösen können.“

Das Problem lauschte aus dem Hintergrund gespannt und freute sich darauf, dass nun endlich jemand den Mut fasste und sich seiner annahm.

„Weshalb bist du dir so sicher, Paps?“

„Wenn ein Problem gegen uns wäre, müsste es Contrablem heißen - tut es aber nicht.“ zwinkerte er seinem Sohn zu.

Und das Problem verstand nun, welche besonderen Momente es den Menschen brachte. Kleine Probleme versprachen kleine Entwicklungsschritte, große Probleme hingegen gingen einher mit großen Entwicklungen - und unser Problem hier war schon verdammt groß.

Von Mario A. Brakenwagen

Neue Augen finden

Josh, einer meiner früheren Patienten, ist ein begabter Krebschirurg; er suchte mich auf, weil er Depressionen hatte. Er war total desillusioniert und zynisch und dachte daran, sich vorzeitig pensionieren zu lassen. „Morgens kann ich mich kaum dazu aufraffen, aufzustehen“, erzählte er mir. „Jeden Tag höre ich die gleichen Klagen, immer und immer wieder sehe ich dieselben Krankheiten. Das interessiert mich einfach alles nicht mehr. Ich brauche ein neues Leben.“

Und doch hatte er durch seine außergewöhnlichen Fähigkeiten vielen anderen genau das gegeben. Proust sagte einmal, die größte Entdeckungsreise liege nicht darin, nach neuen Landstrichen zu suchen, sondern neue Augen zu bekommen. Es ist oft ganz einfach, zu neuen Augen zu kommen. Ich greife in Fällen wie dem von Josh gern auf Angeles Arrien, der Autorin des Buches *Der vierfache Weg*, zurück und empfehle den Patienten, jeden Abend die Ereignisse des Tages Revue passieren zu lassen, sich dabei drei Fragen zu stellen und die Antworten in einem Tagebuch festzuhalten.

Diese drei Fragen sind:

Was hat mich heute überrascht?

Was hat mich heute bewegt oder berührt?

Was hat mich heute inspiriert?

Meine Patienten sind oft vielbeschäftigte Menschen, und ich sage ihnen, dass sie nicht unbedingt viel schreiben müssen. Worauf es ankommt, ist nicht, wie viel sie über ihren Tag schreiben, sondern dass sie ihn aus einer neuen Perspektive betrachten.

Ich fragte Josh, ob er das als ein Experiment ansehen und es versuchen könnte.

Er war skeptisch. „Ist billiger als Prozac“, sagte ich ihm. Er lachte und willigte ein, es zu versuchen. Es überraschte mich nicht, schon nach wenigen Tagen wieder von ihm zu hören. „Rachel“, sagte er, „ich habe das nun drei Tage lang ausprobiert, und die Antwort ist immer dieselbe: ‚Nichts, nichts und nichts.‘ Ich mag es nicht, bei einer Sache total zu versagen. Gibt es dabei irgendeinen Trick?“

Ich lachte. „Vielleicht sehen Sie Ihr Leben noch immer auf die alte Weise an“, sagte ich ihm.

„Versuchen Sie, die Leute um Sie herum doch einmal zu betrachten, als wären Sie Romanschriftsteller, Journalist oder vielleicht Dichter. Achten Sie auf die Stories.“

Es gab eine kurze Pause. „Na gut“, sagte er. Ich seufzte. Aber er rief nicht wieder zurück.

Josh erwähnte das Tagebuch mehrere Wochen lang nicht mehr. Unsere Sitzungen waren darauf ausgerichtet, seinen Stress und seine Arbeitsbelastung etwas zu reduzieren. Es schien ihm langsam besser zu gehen, und ich war recht optimistisch. Und dann, sechs Wochen nach jenem Anruf, kam er mit einem kleinen, gebundenen Buch zu mir in die Praxis und begann mir zu erzählen, was ihm seiner Meinung nach wirklich geholfen hatte.

Anfangs hatte er große Schwierigkeiten mit dem Tagebuchschreiben und hatte sich gefragt, wie er nur dermaßen beschäftigt sein und doch ein dermaßen nichtssagendes Leben führen könne. Aber langsam begann er einige Antworten auf die drei Fragen zu finden. Er öffnete sein Tagebuch und fing an, mir einige Antworten vorzulesen.

Anfangs war das, was ihn an einem Tag am meisten überrascht hatte, dass ein Krebs zwei oder drei Millimeter gewachsen oder geschrumpft war. Und die inspirierendste Sache war gewesen, dass ein neues oder experimentelles Medikament Wirkung zeigte. Aber allmählich hatte er tiefer zu sehen begonnen. Schließlich sah er Menschen, die ihren Weg durch großen Schmerz und tiefe Finsternis gefunden hatten, indem sie einem Faden der Liebe gefolgt waren, Menschen, die Teile ihres Körpers geopfert hatten, um den Wert des Lebendigseins zu bestätigen, Menschen, die einen Weg gefunden hatten, über Schmerz, Leiden und sogar Tod zu triumphieren. Ich war tief berührt. Anfangs, so erzählte er mir, waren ihm die Dinge, die ihn überrascht, bewegt oder inspiriert hatten erst aufgefallen, nachdem sie bereits geschrieben waren – am Abend in der Zurückgezogenheit

seines Heims. „Das war wie in einem dieser Märchen“, sagte er, „als sei ich verhext. Ich konnte das Leben nur sehen, wenn ich über meine Schulter zurückschaltete.“ Aber allmählich war dieses Hinterherhinken weniger und weniger geworden. „Ich begann eine Fähigkeit zu trainieren, die ich nie genutzt hatte“, erzählte er mir. „Und als ich erst einmal angefangen hatte, die Dinge zu dem Zeitpunkt zu sehen, zu dem sie tatsächlich passierten, hat sich viel für mich geändert.“

Ich war erstaunt. „Was meinen Sie damit“, fragte ich.

„Nun“, antwortete er, „anfangs konnte ich nicht darüber sprechen und habe einfach alles aufgeschrieben. Aber ich denke, als ich die Dinge anders zu sehen begann, hat sich auch meine Einstellung verändert. Das hat sich vielleicht im Tonfall meiner Stimme oder auf andere Weise gezeigt. Die Leute haben das offenbar mitbekommen, denn ihre Einstellung hat sich ebenfalls verändert. Und nach einer Weile fing ich an, mit den Menschen über mehr als nur über ihren Krebs und seine Behandlung zu sprechen. Ich begann darüber zu sprechen, was ich sehen konnte.“ Der erste Patient, mit dem er auf diese Weise sprach, war eine achtunddreißjährige Frau mit Eierstockkrebs, die nach einer größeren Bauchoperation nun eine sehr belastende Chemotherapie durchmachte. Mitten in einer der regelmäßigen Routinekonsultationen sah er sie plötzlich eines Morgens zum ersten Mal; er sah die Vierjährige auf ihrem Schoß und die Sechzehnjährige, die an ihren Sessel gelehnt daneben stand. Beide Mädchen waren wie aus dem Ei gepellt, gut ernährt und machten den Eindruck, glücklich zu sein und geliebt zu werden. Da er sich bewusst war, wie sehr sie unter dieser Art der Chemotherapie litt, war er sehr berührt von ihrem Einsatz als Mutter, und zum ersten Mal begriff er, was für einen enormen Lebenswillen sie hatte. Nachdem sie über ihre Symptome gesprochen hatte, ließ er eine Bemerkung darüber fallen. „Sie sind wirklich eine tolle Mutter für Ihre Kinder“, sagte er. „Selbst nach all dem Schweren, das Sie durchgemacht haben, gibt es da eine besondere Kraft in Ihnen. Ich könnte mir vorstellen, dass diese Kraft Sie eines Tages heilen kann.“

Sie lächelte ihn an, und es war ein Schock für ihn, als ihm klar wurde, dass er sie noch nie hatte lächeln sehen. „Danke“, sagte sie mit einem warmen Ton in der Stimme, „das bedeutet sehr viel für mich.“

Er war ziemlich überrascht darüber, aber er glaubte ihr. Von dieser Begebenheit ermutigt, begann er, weiteren Patienten einige Fragen zu stellen, die zu stellen man ihn nicht auf der Universität gelehrt hatte. „Was hat Ihnen geholfen, mit dieser Krankheit umzugehen?“ oder „Woher nehmen Sie nur Ihre Kraft?“ Und wie sich zeigte, hatten Menschen mit derselben Krankheit ganz unterschiedliche Geschichten zu erzählen. Und er wollte diese Dinge wirklich hören. In mancher Hinsicht traf das, was sie sagten, auch auf ihn selbst zu in seinem Ringen darum, mit den Schwierigkeiten des Alltags fertig zu werden. „Ich wusste viel über den Krebs“, sagte er mir, „aber ich wusste wenig über die Menschen.“

Er war schon immer ein hervorragender Chirurg gewesen, dessen berufliche Leistungen bemerkenswert waren, aber in den letzten Monaten hatten die Menschen zum ersten Mal begonnen, ihm für ihre Operationen zu danken, und von einigen hatte er sogar Geschenke erhalten. Er saß einige Minuten schweigend da. Dann griff er in seine Tasche und holte ein sehr schönes Stethoskop hervor, in das sein Name eingraviert war. „Ein Patient hat es mir geschenkt“, sagte er, offensichtlich bewegt. Ich lächelte ihn an. „Und was tun Sie damit, Josh?“ fragte ich. Für einen Moment sah er mich verwirrt an, aber dann lachte er laut. „Ich höre auf Herzen, Rachel; ich höre auf Herzen.“

Das Leben der meisten von uns ist weitaus sinnvoller, als wir annehmen. Den Sinn zu finden muss nicht immer bedeuten, die Dinge anders zu machen; es kann einfach darin liegen, gewohnte Dinge auf neue Weise zu sehen. Wenn wir neue Augen finden, mögen wir zu unserer größten Überraschung herausfinden, dass der Arbeit, die wir schon seit vielen Jahren tun, ein unvermuteter Segen innewohnt. Aber vielleicht wird das Leben nur von denjenigen in seiner ganzen Tiefe erkannt, und vielleicht dienen nur diejenigen dem Leben wirklich, die die Sprache des Sinns sprechen und die sich daran erinnern haben, wie man mit dem Herzen sieht.

Aus: Rachel Naomi Remen. Aus Liebe zum Leben. Geschichten, die der Seele gut tun, Arbor Verlag 2006

Die Stadt der Brunnen

Die Stadt war nicht wie alle anderen Städte dieses Planeten von Menschen bewohnt. Diese Stadt wurde von Brunnen bewohnt. Von lebenden Brunnen zwar, aber von Brunnen eben. Die Brunnen unterschieden sich nicht nur durch ihren jeweiligen Standort, sondern auch durch die Art der Öffnung, über die sie mit der Außenwelt verbunden waren.

Es gab prächtig ausgestattete Brunnen mit Marmorrand und kostbaren Eisenverzierungen, bescheidene Brunnen aus Holz und Backstein und noch ärmlichere, karge Löcher, die sich einfach in der Erde auftaten. Die Verständigung der Stadtbewohner spielte sich von Brunnenöffnung zu Brunnenöffnung ab, und die Neuigkeiten verbreiteten sich unter ihnen in Windeseile.

Irgendwann tauchte in der Stadt eine neue Mode auf, die sicherlich in irgendeinem Menschendorf geboren worden war. Der neue Gedanke bestand darin, dass jedes lebende Wesen, das etwas auf sich hielt, viel größere Sorgfalt auf sein Inneres denn auf sein Äußeres legen sollte. Wichtig war nicht die Oberfläche, sondern der Inhalt.

Also begannen sich die Brunnen mit Gegenständen anzufüllen. Manche füllten sich mit Schmuck, Goldmünzen und Edelsteinen auf. Andere, Praktischere, füllten sich mit Haushalts- und Elektrogeräten. Ein paar entschieden sich für die Kunst und füllten sich mit Bildern, Pianos und raffinierten, postmodernen Skulpturen. Die Intellektuellen unter ihnen schließlich füllten sich mit Büchern, ideologischen Traktaten und Fachzeitschriften.

Die Zeit verging. Die meisten Brunnen hatten sich derart angefüllt, dass sie nichts mehr fassen konnten. Nicht alle Brunnen waren gleich und während manche sich mit ihrem Zustand zufrieden gaben, dachten andere, dass sie immer noch weitere Dinge in sich hineinstopfen mussten. Einer machte den Anfang. Doch anstatt seinen Inhalt noch mehr zusammenzupressen, kam ihm der Gedanke, sein Fassungsvermögen zu vergrößern, in dem er sich erweiterte. Es dauerte nicht lange, da fand die Idee ihre Nachahmer.

Alle Brunnen verwendeten den Großteil ihrer Energie darauf, sich zu erweitern, um ihren Innenraum zu vergrößern.

Einem Brunnen, einem kleinen vom Stadtrand, fiel die Maßlosigkeit auf, mit der sich seine Kameraden ausdehnten. Wenn sie so weitermachten, dachte er, würden bald alle Ränder aneinander stoßen und man könnte den einen nicht mehr von dem anderen unterscheiden.

Das brachte ihn darauf, dass es noch eine andere Wachstumsrichtung gab, und zwar nicht in die Breite, sondern in die Tiefe. Man konnte tiefer statt breiter werden. Sofort realisierte er, dass alles, was er in sich trug, ihn daran hinderte, tiefer zu werden. Wenn er tiefer werden wollte, musste er sich also von seinem Inhalt befreien. Zuerst fürchtete er sich vor der Leere. Doch als er sah, dass es keine andere Möglichkeit gab, machte er sich ans Werk. Er befreite sich von all seinem Besitz und gewann an Tiefe, während sich andere jener Dinge bemächtigten, von denen er sich losgesagt hatte.

Eines Tages erlebte der Brunnen, der in die Tiefe ging, eine Überraschung. In seinem Inneren, ganz tief in sich drin, stieß er auf Wasser. Noch nie war ein Brunnen in sich selbst

auf Wasser gestoßen. Unser Brunnen erholte sich schnell von seiner Überraschung und begann mit dem Wasser, das aus seiner Tiefe kam, zu spielen. Er bespritzte seine Wände, besprenkelte seinen Rand und zuletzt beförderte er Wasser nach draußen.

Noch nie war die Stadt anders bewässert worden als durch den Regen, der allerdings ziemlich selten fiel. So kam es, dass das Land rund um den Brunnen zu neuem Leben erwachte, grünte und gedieh. Die Samen in der Erde gingen auf und verwandelten sich in Gras, Klee, Blumen und zarte Zweiglein, die sich später zu rechten Bäumen auswuchsen. In allen Farben explodierte das Leben rings um den abgelegenen Brunnen, den sie von nun an den "Obstgarten" nannten.

Alle wollten von ihm wissen, wie er dieses Wunder vollbracht hatte. „Von Wunder kann nicht die Rede sein“, antwortete der Obstgarten. „Man braucht bloß in seinem Inneren zu suchen und dabei ganz in die Tiefe zu gehen.“ Viele wollten dem Beispiel des Obstgartens folgen, aber der Gedanke, dass sie sich, um an Tiefe zu gewinnen, erst einmal ganz leer machen mussten, schreckte sie ab. Stattdessen erweiterten sie sich zusehends in der Breite, um sich mit noch mehr Dingen anfüllen zu können.

Am anderen Ende der Stadt unternahm ein weiterer Brunnen das Wagnis und machte sich leer. Auch er gewann an Tiefe. Und auch er stieß auf Wasser. Und auch sein Wasser sprudelte nach draußen und brachte eine zweite grüne Oase im Dorf zur Blüte.

„Und was ist, wenn dir das Wasser einmal ausgeht?“ wurde er gefragt. „Keine Ahnung, was dann ist“, antwortete er. „Aber bis jetzt kommt immer mehr Wasser zutage, je mehr ich hinausbefördere.“

Es vergingen einige Monate, bis es zu einer weiteren großen Entdeckung kam. Eines Tages, rein zufällig, bemerkten die beiden Brunnen, dass es sich bei dem Wasser, auf das sie in der Tiefe ihrer selbst gestoßen waren, um dasselbe Wasser handelte.

Es war der gleiche unterirdische Fluss, der unter dem einen hinweg floss und auch den anderen tränkte. Ihnen wurde klar, dass sich für sie ein ganz neues Leben darbot. Nicht nur, dass sie sich an der Oberfläche verständigen konnten, von Brunnenrand zu Brunnenrand, wie all die anderen, sondern dass ihre Suche ihnen auch einen neuen, geheimen Verbindungspunkt offenbart hatte.

Sie hatten die tiefe Verständigung entdeckt, die nur unter denen möglich ist, die den Mut haben, sich von ihrem inneren Gerümpel zu befreien, und in der Tiefe ihrer selbst nach dem suchen, was sie zu geben haben.

von Jorge Bucay

Die Einladung **Oriah Mountain Dreamer**

Es interessiert mich nicht, womit du dein Geld verdienst. Ich will wissen, wonach du dich sehnst und ob du die Erfüllung deines Herzenswunsches zu träumen wagst.
Es interessiert mich nicht wie alt du bist. Ich will wissen ob du es riskierst, dich zum Narren zu machen, auf der Suche nach Liebe, nach deinem Traum, nach dem Abenteuer des Lebens.

Es interessiert mich nicht, welche Planeten ein Quadrat zu Deinem Mond bilden.
Ich will wissen, ob du deinem Leid auf den Grund gegangen bist und ob dich die Ungerechtigkeiten des Lebens geöffnet haben, oder ob du dich klein machst und verschließt, um dich vor neuen Verletzungen zu schützen. Ich will wissen ob du Schmerz - meinen oder deinen eigenen - ertragen kannst, ohne ihn zu verstecken, zu bemänteln, oder zu lindern.

Ich will wissen, ob du Freude - meine oder deine eigene - aushalten, dich hemmungslos dem Tanz hingeben und jede Faser deines Körpers von Ekstase erbeben lassen kannst, ohne an Vorsicht und Vernunft zu appellieren oder an die Begrenztheit des Menschseins zu denken.

Es interessiert mich nicht, ob das, was du erzählst, wahr ist. Ich will wissen, ob du andere enttäuschen kannst, um dir selbst treu zu bleiben; ob du den Vorwurf des Verrats ertragen kannst, um deine eigene Seele nicht zu verraten; ob du treulos sein kannst, um vertrauenswürdig zu bleiben.

Ich will wissen, ob du die Schönheit des Alltäglichen erkennen kannst, selbst wenn sie nicht immer angenehm ist, und ob ihre Allgegenwärtigkeit die Quelle ist, aus der du die Kraft zum Leben schöpfst.

Ich will wissen, ob du mit Unzulänglichkeit leben kannst - meiner und deiner eigenen - und immer noch am Seeufer stehst und der silbrigen Scheibe des Vollmondes ein uneingeschränktes "Ja!" zurufst.

Es interessiert mich nicht, wo du wohnst oder wie reich du bist. Ich will wissen, ob du nach einer kummervoll durchwachten Nacht zermüht und müde bis auf die Knochen aufstehen kannst, um das Notwendige zu tun, damit deine Kinder versorgt sind.

Es interessiert mich nicht, wen du kennst oder wie du hierher gekommen bist. Ich will wissen, ob du inmitten des Feuers bei mir ausharren wirst, ohne zurückzuweichen.

Es interessiert mich nicht, wo oder was oder mit wem du studiert hast. Ich will wissen, was dich von innen heraus trägt, wenn alles andere wegbricht.

Ich will wissen, ob du mit dir selbst allein sein kannst, und ob du den, der dir in solchen einsamen Momenten deines Lebens Gesellschaft leistet, wirklich magst.

Aus dem gleichnamigen Buch, S. 7-8

Nähe

Eines Tages fragte Mahatma Gandhi:

„Warum schreien die Menschen so, wenn sie wütend sind?“

„Sie schreien, weil sie die Ruhe verlieren“, antwortete ein Mann.

„Doch warum schreien sie, wenn die andere Person neben ihnen steht?“, fragte Gandhi erneut.

„Wir schreien, weil wir wollen, dass die andere Person uns zuhört“, erwiderte ein anderer Mann. Gandhi fragte weiter:

„Ist es dann nicht möglich, mit leiser Stimme zu sprechen?“

Weitere Antworten folgten, doch keine konnte ihn überzeugen.

Nach einem Augenblick des Nachdenkens sagte er:

„Wollt ihr wissen, weshalb man eine andere Person anschreit, wenn man wütend ist? Es ist so, dass sich bei einem Streit die Herzen zweier Menschen weit voneinander entfernen. Um diese Distanz zu überwinden, muss man schreien. Je wütender die Menschen sind, desto lauter müssen sie schreien, um einander zu hören.“

Darum lasst es nicht zu, dass eure Herzen sich bei einer Diskussion voneinander entfernen. Sagt keine Worte, die die Herzen auseinander treiben, denn der Tag wird kommen, an dem die Distanz so groß ist, dass es keinen Weg mehr zurückgeben wird.

Ganz anders ist es zwischen zwei Menschen, die sich lieben. Sie schreien nicht, sie reden sanft miteinander. Weshalb wohl?

Weil ihre Herzen einander sehr nahe sind. Die Distanz zwischen ihnen ist klein. Manchmal sind sich die Herzen so nahe, dass sie nicht einmal sprechen, sondern nur flüstern. Und wenn die Liebe noch stärker ist, braucht es nicht einmal mehr ein Flüstern. Es genügt, sich anzusehen und die Herzen hören einander. Denn wenn zwei Menschen sich lieben, sind sie einander sehr nahe.“

Mahatma Gandhi

Das echte Gespräch bedeutet:

Aus dem ICH heraustreten und an die Tür des DU klopfen.

Albert Camus

Die Geschichte vom Steinbrucharbeiter

Eines Tages, während er über die Last der Steine stöhnt, sieht er draußen auf der Straße einen reichen Mann mit einer Schar von Leuten vorbeiziehen. Er sieht die Pracht, die von diesem reichen Mann ausgeht und denkt bei sich:

Ach wäre ich doch auch ein reicher Mann.

In dem Moment steigt ein Engel herab, schnippt mit den Fingern und sagt: „Du kannst werden, was du dir wünschst.“

Und er verwandelte sich in einen reichen Mann, genießt all die Freuden und all die Vorteile, die man hat, wenn man viel Geld besitzt. Er genießt es, so zu leben.

Und als er eines Tages wieder einmal in einem seiner vornehmen Urlaube ist, sieht er draußen einen König, der in einer zehnspännigen Kutsche gefahren wird und von dem die ganze Macht eines solchen Königs ausgeht, und er denkt bei sich:

Ach wäre ich doch auch ein solcher König. Und der Engel ist wieder bei ihm und sagt: „Du kannst werden, was du dir wünschst.“

Und er verwandelt sich in einen König. Er bekommt ein Königreich und genießt jetzt all die Freude und Macht eines Königs.

Eines Tages, als er in seinem königlichen Leben wieder mal einen Urlaub macht, holt er sich ganz profan einen Sonnenbrand. Er spürt die Macht der Sonne und er denkt bei sich: Die Sonne ist ja unglaublich viel mächtiger als ich mit meinem Königreich. Ach hätte ich doch die Kraft und Macht der Sonne. Und wieder ist der Engel da, er scheint allmächtig zu sein, schnippt, und unser Mann verwandelt sich in die Sonne. Und er genießt die ungeheure Kraft. Er strahlt und schenkt Licht und Wärme und befruchtet und verbrennt gleichermaßen.

Eines Tages erlebt er, wie Wolken vorbeiziehen und ihn daran hindern, auf die Erde hinunter zu strahlen und dass die Wolken die Macht besitzen, ihn und seine Sonnenstrahlen einfach zu blockieren. Und er denkt: Irgendwie sind die Wolken noch mächtiger. Ach wäre ich doch auch eine Wolke. Und der Engel ist zugegen, und er verwandelt sich in eine Wolke. Und so zieht er dahin als Wolke und spürt diese Leichtigkeit, dieses mühelose, spielerische Dahintreiben. Und spürt auch die Freude daran, als Regen herab zu fallen und die Erde auf andere Weise fruchtbar zu machen als durch die Sonnenstrahlen.

Bis er eines Tages als Regentropfen auf einen Stein stößt, und der hindert ihn daran, in die Erde einzudringen. Irgendwie ist dieser Stein noch machtvoller, und er denkt: Ach wäre ich doch ein Stein. Und so verwandelt er sich schließlich in einen Stein und spürt diese Ruhe, dieses Überdauernde des Steins, diese Festigkeit, schier eine Ewigkeit, dieses Dasein des Steins.

Bis eines Tages dann ein Mann kommt mit einem mächtigen Meißel. Er fängt an, diesen Stein zu bearbeiten. Da durchzuckt es ihn und er denkt: Dieser Mann muss der mächtigste Mann im Universum sein. Ach wäre ich doch dieser Mann.

Und als er dann erwacht, ist er wieder im Steinbruch.

Der Schmetterling

Eines Tages erschien eine kleine Öffnung in einem Kokon; ein Mann beobachtete den zukünftigen Schmetterling für mehrere Stunden, wie dieser kämpfte, um seinen Körper durch jenes winzige Loch zu zwängen.

Dann plötzlich schien er nicht mehr weiter zu kommen. Es schien, als ob er so weit gekommen war wie es ging, aber jetzt aus eigener Kraft nicht mehr weitermachen konnte. So beschloss der Mann, ihm zu helfen: er nahm eine Schere und machte den Kokon auf.

Der Schmetterling kam dadurch sehr leicht heraus. Aber er hatte einen verkrüppelten Körper, er war winzig und hatte verschrumpelte Flügel. Der Mann beobachtete das Geschehen weiter, weil er erwartete, dass die Flügel sich jeden Moment öffnen, sich vergrößern und sich ausdehnen würden, um den Körper des Schmetterlings zu stützen und ihm Spannkraft zu verleihen. Aber nichts davon geschah!

Stattdessen verbrachte der Schmetterling den Rest seines Lebens krabbelnd mit einem verkrüppelten Körper und verschrumpelten Flügeln. Niemals war er fähig zu fliegen. Was der Mann in seiner Güte und seinem Wohlwollen nicht verstand, war, dass das Ringen des Schmetterlings erforderlich ist, um durch die kleine Öffnung zu kommen. Es ist der Weg der Natur, um Flüssigkeit vom Körper des Schmetterlings in seine Flügel zu befördern. Dadurch wird er auf den Flug vorbereitet, sobald er seine Freiheit aus dem Kokon erreicht.

Manchmal ist das Ringen auch für uns genau das, was wir in unserem Leben benötigen.

Wenn wir durch unser Leben ohne Hindernisse gehen dürften, würde es uns lahm legen. Wir wären nicht so stark, wie wir sein könnten und niemals fähig zu fliegen.

Die sieben Weltwunder

Eine Schulklasse wurde gebeten zu notieren, welches für sie die sieben Weltwunder wären.

Folgende Rangliste kam zustande:

1. Pyramiden von Gizeh
2. Taj Mahal
3. Grand Canyon
4. Panamakanal
5. Empire State Building
6. St. Peters Dom im Vatikan
7. Große Mauer China

Die Lehrerin merkte beim Einsammeln der Resultate, dass eine Schülerin noch am Arbeiten war. Deshalb fragte sie die junge Frau, ob sie Probleme mit ihrer Liste hätte.

Sie antwortete: „Ja. Ich konnte meine Entscheidung nicht ganz treffen. Es gibt so viele Wunder.“

Die Lehrerin sagte: „Nun, teilen Sie uns das mit, was Sie bisher haben und vielleicht können wir ja helfen.“ Die junge Frau zögerte zuerst und las dann vor:

Für mich sind das die Sieben Weltwunder:

1. Sehen
2. Hören
3. Sich-Berühren
4. Riechen
5. Fühlen
6. Lachen ...
7. ... und Lieben

Im Zimmer wurde es ganz still.

Diese alltäglichen Sachen, die wir als selbstverständlich betrachten und oft gar nicht realisieren, sind wirklich wunderbar.

Die kostbarsten Sachen im Leben sind jene, die nicht gekauft und nicht hergestellt werden können.

Quelle: Sinn-volle Geschichten Band 2

Geschichte des Monats März 2015

Dies ist ein realer Funkspruch, der zwischen Spaniern und Amerikanern am 16. Oktober 1997 stattgefunden hat - aufgenommen von der Frequenz des spanischen Maritimen Notrufs, Canal 106, an der galizischen Küste „Costa De Fisterra“

Dieser Funkspruch hat wirklich stattgefunden und wurde erst im März 2005 von den spanischen Militärbehörden zur Veröffentlichung freigegeben. Alle spanischen Zeitungen haben ihn nun gedruckt und mittlerweile lacht sich ganz Spanien kaputt!

Spanier: Hier spricht A853 zu ihnen, bitte ändern sie ihren Kurs um 15 Grad nach Süden um eine Kollision zu vermeiden ... Sie fahren direkt auf uns zu, Entfernung 25 nautische Meilen ...

Amerikaner: Wir raten ihnen, ihren Kurs um 15 Grad nach Norden zu ändern um eine Kollision zu vermeiden.

Spanier: Negative Antwort. Wir wiederholen: ändern sie ihren Kurs um 15 Grad nach Süden um eine Kollision zu vermeiden.

Amerikaner: (eine andere amerikanische Stimme) Hier spricht der Kapitän eines Schiffes der Marine der Vereinigten Staaten von Amerika zu ihnen. Wir beharren darauf: Ändern sie sofort ihren Kurs um 15 Grad nach Norden, um eine Kollision zu vermeiden.

Spanier: Dies sehen wir weder als machbar noch erforderlich an, wir empfehlen ihnen, ihren Kurs um 15 Grad nach Süden zu ändern um eine Kollision zu vermeiden.

Amerikaner: (stark erregter befehlerischer Ton) Hier spricht der Kapitän Richard James Howard, Kommandant des Flugzeugträgers "USS Lincoln" von der Marine der Vereinigten Staaten von Amerika, das zweitgrößte Kriegsschiff der nordamerikanischen Flotte. Uns geleiten zwei Panzerkreuzer, sechs Zerstörer, fünf Kreuzschiffe, vier U-Boote und mehrere Schiffe, die uns jederzeit unterstützen können. Wir sind in Kursrichtung persischer Golf, um dort ein Militärmanöver vorzubereiten und im Hinblick auf eine Offensive des Iraq auch durchzuführen. Ich rate Ihnen nicht ... ich befehle ihnen, Ihren Kurs um 15 Grad nach Norden zu ändern!!! Sollten Sie sich nicht daran halten, so sehen wir uns gezwungen, die notwendigen Schritte einzuleiten, die notwendig sind, um die Sicherheit dieses Flugzeugträgers und auch die dieser militärischen Streitmacht zu garantieren. Sie sind Mitglied eines alliierten Staates, Mitglied der NATO und somit dieser militärischen Streitmacht ... Bitte gehorchen Sie unverzüglich und gehen Sie uns aus dem Weg!

Spanier: Hier spricht Juan Manuel Salas Alcántara. Wir sind zwei Personen. Uns geleiten unser Hund, unser Essen, zwei Bier und ein Mann von den Kanaren, der gerade schläft. Wir haben die Unterstützung der Sender Cadena Dial de la Coruna und Kanal 106 als Maritimer Notruf. Wir fahren nirgendwo hin, da wir mit ihnen vom Festland aus reden. Wir befinden uns im Leuchtturm A-853 Finisterra an der Küste von Galizien. Wir haben keine Scheißahnung, welche Stelle wir im Ranking der spanischen Leuchttürme einnehmen. Und sie können die Schritte einleiten, die sie für notwendig halten und auf die sie geil sind, um die Sicherheit ihres Scheiß-Flugzeugträgers zu garantieren, zumal er gleich an den Küstenfelsen Galiziens zerschellen wird, und aus diesem Grund müssen wir darauf beharren und möchten es ihnen nochmals ans Herz legen, das es das Beste, das Gesundeste und das Klügste für sie und ihre Leute ist, nämlich ihren Kurs um 15 Grad nach Süden zu ändern, um eine Kollision zu vermeiden ...

Es war einmal ...

... vor langer Zeit, als eine Gruppe kleiner Frösche ein Wettklettern veranstaltete.

Das Ziel war, die Spitze eines hohen Turms zu erreichen.

Am Tag des Wettkampfs standen viele kleine Frösche um den Turm, um zuzusehen. Ehrlich gesagt, glaubte keiner daran, dass ein kleiner Frosch es schaffen könnte, einen so hohen Turm zu erklimmen.

Der Wettkampf ging los. Aus den Zuschauerreihen hörte man Sprüche wie „Das ist viel zu schwierig“, „Das wird keiner schaffen“ oder „Keine Chance, der Turm ist viel zu hoch“.

Die ersten kleinen Frösche gaben auf. Einer nach dem anderen rutschte wieder herunter, aber ein paar kleine Frösche kletterten weiter. Die Menge rief: „Seht es doch ein, es ist viel zu schwierig. Das kann keiner schaffen!“

Daraufhin gaben noch mehr kleine Frösche auf, bis schließlich nur noch ein einziger kleiner Frosch unbeirrbar weiterkletterte.

Die Zuschauer riefen: „Das ist unmöglich, du wirst es nicht schaffen. Gib auf!“ Doch der kleine Frosch kletterte bis zur Spitze.

Die anderen Frösche wollten nun natürlich wissen, wie er es geschafft hatte, auf diesen hohen Turm zu steigen. Als einer ihn fragen wollte, was sein Erfolgsgeheimnis war, stellte sich heraus:

Der kleine Frosch war taub!

Die Moral:

Höre nicht darauf, wenn andere Dir einreden wollen, dass Du etwas nicht erreichen kannst.

Lass Dich nicht von Schwarzsehern beeinflussen, sondern glaube an Dich selbst.

Dann kannst Du die erstaunlichsten Dinge vollbringen.

Geschichte des Monats Januar 2015

Der Segen meines Großvaters

Wenn ich an den Freitagnachmittagen nach der Schule zu meinem Großvater zu Besuch kam, dann war in der Küche seines Hauses bereits der Tisch zum Teetrinken gedeckt. Mein Großvater hatte seine eigene Art, Tee zu servieren, es gab bei ihm keine Teetassen, Untertassen oder Schalen mit Zuckerstückchen oder Honig. Er füllte Teegläser direkt aus einem silbernen Samowar, man musste zuerst einen Teelöffel in das Glas stellen, denn sonst hätte das dünne Glas zerspringen können. Mein Großvater trank seinen Tee auch nicht so, wie es die Freunde meiner Eltern taten. Er nahm immer ein Stück Zucker zwischen die Zähne und trank dann den ungesüßten Tee aus dem Glas. Und ich machte es wie er. Diese Art, Tee zu trinken gefiel mir viel besser als die Art, auf die ich meinen Tee zu Hause trinken musste.

Wenn wir unseren Tee ausgetrunken hatten, stellte mein Großvater stets zwei Kerzen auf den Tisch und zündete sie an. Dann wechselte er auf Hebräisch einige Worte mit Gott. Manchmal sprach er diese Worte laut aus, aber meist schloss er einfach die Augen und schwieg. Dann wusste ich, dass er in seinem Herzen mit Gott sprach. Ich saß da und wartete geduldig, denn ich wusste, jetzt würde gleich der beste Teil der Woche kommen.

Wenn Großvater damit fertig war, mit Gott zu sprechen, dann wandte er sich mir zu und sagte: „Komm her Neshumele.“ Ich baute mich dann vor ihm auf, und er legte mir sanft die Hände auf den Scheitel. Dann begann er stets, Gott dafür zu danken, dass es mich gab und dass Er ihn zum Großvater gemacht hatte. Er sprach dann immer irgendwelche Dinge an, mit denen ich mich im Verlauf der Woche herumgeschlagen hatte und erzählte Gott etwas Echtes über mich. Jede Woche wartete ich bereits darauf, zu erfahren, was es diesmal sein würde. Wenn ich während der Woche irgendetwas angestellt hatte, dann lobte er meine Ehrlichkeit, darüber die Wahrheit gesagt zu haben. Wenn mir etwas misslungen war, dann brachte er seine Anerkennung dafür zum Ausdruck, wie sehr ich mich bemüht hatte. Wenn ich auch nur kurze Zeit ohne das Licht meiner Nachttischlampe geschlafen hatte, dann pries er meine Tapferkeit, im Dunkeln zu schlafen. Und dann gab er mir seinen Segen und bat die Frauen aus ferner Vergangenheit, die ich aus seinen Geschichten kannte - Sara, Rahel, Rebekka und Lea -, auf mich aufzupassen.

Diese kurzen Momente waren während meiner ganzen Woche die einzige Zeit, in der ich mich völlig sicher und in Frieden fühlte. In meiner Familie von Ärzten und Krankenschwestern rang man unablässig darum, noch mehr zu lernen und noch mehr zu sein. Da gab es offenbar immer noch etwas mehr, das man wissen musste. Es war nie genug. Wenn ich nach einer Klassenarbeit mit einem Ergebnis von 98 von 100 Punkten nach Hause kam, dann fragte mein Vater: „Und was ist mit den restlichen zwei Punkten?“ Während meiner gesamten Kindheit rannte ich unablässig diesen zwei Punkten hinterher. Aber mein Großvater scherte sich nicht um solche Dinge. Für ihn war mein Dasein allein schon genug. Und wenn ich bei ihm war, dann wusste ich irgendwie mit absoluter Sicherheit, dass er Recht hatte.

Mein Großvater starb, als ich sieben Jahre alt war. Ich hatte bis dahin nie in einer Welt gelebt, in der es ihn nicht gab, und es war schwer für mich, ohne ihn zu leben. Er hatte mich auf eine Weise angesehen, wie es sonst niemand tat, und er hatte mich bei einem ganz besonderen Namen genannt - „Neshume-le“, was „geliebte kleine Seele“ bedeutet. Jetzt war niemand mehr da, der mich so nannte. Zuerst hatte ich Angst, dass ich, wenn er mich nicht mehr sehen und Gott erzählen würde, wer ich war, einfach verschwinden würde. Aber mit der Zeit begann ich zu begreifen, dass ich auf irgendeine geheimnisvolle Weise gelernt hatte, mich durch seine Augen zu sehen. Und dass einmal gesegnet worden zu sein heißt, für immer gesegnet zu sein. Viele Jahre später, als meine Mutter in hohem Alter überraschenderweise begann, selbst Kerzen anzuzünden und mit Gott zu sprechen, erzählte ich ihr von diesen Segnungen und was sie mir bedeutet hatten. Da lächelte sie traurig und sagte zu mir: „Ich habe dich an jedem Tag deines Lebens gesegnet, Rachel. Ich habe nur nicht die Weisheit besessen, es laut auszusprechen.“

Quelle: Aus Liebe zum Leben, Geschichten, die der Seele gut tun, Rachel Naomi Remen, Arbor Verlag

Inhaltsverzeichnis

<i>August 2026</i>	Die Blinden und der Elefant
<i>Juli 2026</i>	Jimmy Carter
<i>Juni 2026</i>	Was das Glück zerstört
<i>Mai 2026</i>	Gebet des älter werdenden Menschen
<i>April 2026</i>	Die überlaufende Tasse
<i>März 2026</i>	Nicht allein
<i>Februar 2026</i>	Glück und Angst
<i>Januar 2026</i>	Das Schneeglöckchen
<i>Dezember 2025</i>	Die Legende vom Rotkehlchen
<i>November 2025</i>	Licht kann man verschenken
<i>Oktober 2025</i>	Die Bank unter den Eichen
<i>September 2025</i>	Wenn ein Wolf besiegt wird
<i>August 2025</i>	Der Weg zum Himmel
<i>Juli 2025</i>	Die Wahrheit und die Lüge
<i>Juni 2025</i>	Das Glas Wasser – Eine kleine Geschichte über das Loslassen
<i>Mai 2025</i>	Eine orientalische Geschichte
<i>April 2025</i>	Das Rätsel von König Akbar
<i>März 2025</i>	Versöhnlichkeit
<i>Februar 2025</i>	Der Befehl des Königs
<i>Januar 2025</i>	Das verschenkte Licht
<i>Dezember 2024</i>	Immer sind es die Menschen
<i>November 2024</i>	Vom Schnee ...
<i>Oktober 2024</i>	Die Kleinigkeiten sind oft die größten Taten
<i>September 2024</i>	Eine wahre Geschichte, ohne Titel
<i>August 2024</i>	Nur ein Augenblick
<i>Juli 2024</i>	Das Geschenk – eine buddhistische Weisheitsgeschichte
<i>Juni 2024</i>	Ein echter Pädagoge
<i>Mai 2024</i>	Alles ist relativ (Albert Einstein)
<i>April 2024</i>	Die Leute meines Stammes sind leicht zu erkennen
<i>März 2024</i>	Die Kunst der kleinen Schritte
<i>Februar 2024</i>	Steinzeit
<i>Januar 2024</i>	Der Erste Friede
<i>Dezember 2023</i>	Der Esel im Brunnen
<i>November 2023</i>	Das Kind in Dir
<i>Oktober 2023</i>	Traurigkeit und Wut
<i>September 2023</i>	Die Geschichte eines Suchenden – Mojud
<i>August 2023</i>	Charlie Chaplin: Als ich mich selbst zu lieben begann
<i>Juli 2023</i>	Desiderata
<i>Juni 2023</i>	Erweise dich als Schale, nicht als Kanal
<i>Mai 2023</i>	Das Geheimnis der Zufriedenheit
<i>April 2023</i>	Wer weiß..., wer weiß, wozu es gut ist?
<i>März 2023</i>	Die Geschichte vom Vater, seinem Sohn und dem Esel
<i>Februar 2023</i>	Wann wird man unsere Kinder in der Schule lehren, was sie selbst sind?
<i>Januar 2023</i>	Das Auge
<i>Nov./Dez. 2022</i>	Die Geschichte vom stolzen Samurai und dem Zen-Mönch
<i>Oktober 2022</i>	Unsere größte Angst ist nicht, unzulänglich zu sein
<i>September 2022</i>	Füreinander
<i>August 2022</i>	Wenn mein Großvater uns besuchen kam ...
<i>Juli 2022</i>	Die Geschichte eines 6-Jährigen und seines Hundes
<i>Mai/Juni 2022</i>	Der alte Mann und sein Hund
<i>April 2022</i>	Dialog mit der Jugend (Hanns Dieter Hüsch)
<i>März 2022</i>	Der angekettete Elefant
<i>Februar 2022</i>	Der alte Großvater und der Enkel
<i>Januar 2022</i>	Unvollkommen
<i>Dezember 2021</i>	Die Apfelsine des Waisenknaben
<i>November 2021</i>	Ich bin müde
<i>Oktober 2021</i>	Finde deinen richtigen Platz im Leben
<i>September 2021</i>	Bis die Seele nachkommt
<i>August 2021</i>	Ich sehe <i>dich</i> - und das reicht schon
<i>Juli 2021</i>	Die perfekte Frau
<i>Juni 2021</i>	Wie man in den Wald hineinruft

Mai 2021	Anekdote vom Ehepaar Churchill
April 2021	Aufruf der Hopi-Indianer zur Corona-Situation
März 2021	Sai Baba - Erziehung in menschlichen Werten
Februar 2021	Die drei Siebe des Sokrates - Ein Corona-Alltagstipp aus der griechischen Antike
Januar 2021	Dem verborgenen Herz der Samen lauschen
Dezember 2020	Der Stern, der anfang zu strahlen
November 2020	Liedtext: Der Laden
Oktober 2020	Der Junge und der Hund
September 2020	Reinhard Mey: Sei wachsam!
August 2020	Der Samen
Juli 2020	Der chinesische Bauer - Eine Kurzgeschichte über Glück und Unglück
Juni 2020	Du bekommst, was du denkst - eine kluge Geschichte
Mai 2020	Angst ist ein schlechter Heiler
April 2020	Vertrauen und Gelassenheit - eine weise Geschichte
März 2020	Die Taube
Februar 2020	Die Puppe
Januar 2020	Die Steinsuppe
Dezember 2019	Ein Engel
November 2019	Die Geschichte von der weisen Frau und dem wertvollen Stein
Oktober 2019	Vom Wert der Dinge und der Menschen
September 2019	Eine Geschichte zum Nachdenken
August 2019	Liebe Eltern
Juli 2019	Das Wunder
Juni 2019	Dankbarkeit ist eine Haltung
Mai 2019	Man sieht es den Leuten doch an
April 2019	Die Adlergeschichte
März 2019	Der Gärtner und die Tulpe
Februar 2019	Von der wahren Lehre und der Kunst, übers Wasser zu gehen
Januar 2019	Die Kupfermünze
Dezember 2018	Märchen vom Auszug aller Ausländer
November 2018	Das Wunderkästchen
Oktober 2018	Ein alter Araber lebt seit mehr als 40 Jahren in Chicago
September 2018	Die Tierschule
August 2018	Dornröschens Tao
Juli 2018	Geschichte von einem Kloster, das schwere Zeiten durchmachte
Juni 2018	Ein guter Mensch am Höllentor
Mai 2018	Der Hammer
April 2018	Wer bist Du?
März 2018	Zwei Freunde
Februar 2018	Die Todesliste
Januar 2018	Der kleine Baumwollfaden
Dezember 2017	Wann fängt Weihnachten an?
November 2017	Der schwarze Punkt
Oktober 2017	Meine eigene Herkunft
September 2017	Thomas Alva Edison
August 2017	Wann beginnt der Tag?
Juli 2017	Der Schlüssel zur Freiheit
Juni 2017	Perspektive
Mai 2017	Papa, darf ich dich mal was fragen
April 2017	Willkommen in Holland
März 2017	Das Königskind
Februar 2017	Der Musiker - Eine wahre Geschichte
Januar 2017	Eine Geschichte über das Zuhören und Entdecken (Der Meisterschütze)
Dezember 2016	„Sag mir, was wiegt eine Schneeflocke“
November 2016	Tut-nicht-gut, Lakota
Oktober 2016	Die alte Dame
September 2016	Zwei Wölfe ...
August 2016	Die Geschichte vom Indianer und der Grille
Juli 2016	Gibt es ein Leben nach der Geburt?
Juni 2016	Eine weise Sufi-Geschichte über Akzeptanz und das Loslassen
Mai 2016	Das schöne Herz
April 2016	Zwei schiefe Steine
März 2016	Die Wäsche (Paulo Coelho)
Februar 2016	Zeichen (Spuren am Weg)
Januar 2016	Das Lied des Kindes hören und singen können

<i>Dezember 2015</i>	Eine Engelsgeschichte
<i>November 2015</i>	Das Problem
<i>Oktober 2015</i>	Neue Augen finden
<i>September 2015</i>	Die Stadt der Brunnen
<i>August 2015</i>	Die Einladung (Oriah Mountain Dreamer)
<i>Juli 2015</i>	Nähe (Mahatma Gandhi)
<i>Juni 2015</i>	Die Geschichte vom Steinbrucharbeiter
<i>Mai 2015</i>	Der Schmetterling
<i>April 2015</i>	Die sieben Weltwunder
<i>März 2015</i>	Dies ist ein realer Funkspruch zwischen Spaniern und Amerikanern am 16. Oktober 1997
<i>Februar 2015</i>	Es war einmal ... (Frösche)
<i>Januar 2015</i>	Der Segen meines Großvaters